D. Lit.
25161

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0001-6
DFG

Riemann, Ill. B 300 : Selten geworden
Riemann 1084
Lith. v. Wilhelm v. Kaulbach

+4046 412 01

Nicht ausleihbar

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0002-2

DFG

Der hürnen Siegfried

und sein Kampf mit dem Drachen

eine altdeutsche Sage

Nebst einem Anhange über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage

für die Geschichte

von

Guido. Görres.

München, Buchhandlung von Christian Kaiser.

[1843]

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0005-9
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0006-5
DFG

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0007-0
DFG

LD LA 25161

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

61.5179

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0008-6
DFG

Siegfried der Drachentödter.

O Hort der Nibelungen! vom grimmen Drach bewacht,
Manch Helden vielbesungen hast du in Noth gebracht.

Den Drachen auf dem Steine Siegfriedes Hand erschlug,
Nun liegt der Hort im Rheine, ihn traf der alte Fluch.

Erste Aventüre.

Von König Siegmund und den alten heidnischen Zeiten; von Helden, Zwergen, Riesen und Drachen.

In den Niederlanden da herrschte vor Zeiten ein König, Siegmund geheißen, der war groß an Macht und reich an Ehren. Seine Burgen waren stark und tapfer seine Dienstmänner; er hatte Schwerter, blitzend wie die Sonne, und silberne Schilde, weiß wie der Mond, goldgewirkte Festgewänder, kunstreiches Geschmeide, schöne Rosse und fette Heerden.

Sein größter und herrlichster Schatz aber war ein hoher und königlicher Heldensinn, denn weise war König Siegmund im Rathe und kühn in der Schlacht und gerecht im Gerichte. Gern hörte er auf den Rath der Alten und Weisen seines Volkes und zürnte nicht ihrer ernsten und strengen Reden wegen. Sein Herz hieng auch nicht an dem Golde und den Schätzen. Wie die königliche Sonne Berg und Thal mit warmem Lichte erfüllt, wie der fröhliche Mai Feld und Wald mit Blumen schmücket, also floßen aus seiner milden Hand reichlich die Gnaden und Gaben, treue Dienste zu lohnen, die Thaten der Väter zu ehren und den Heldenmuth der Söhne zu wecken. Jedem Wandrer aber stand seine Königshalle offen, jedem bot er zum fröhlichen Willkomm die Hand, ließ ihn, wie sichs geziemte, bewirthen und reichte ihm beym Abschied ein Geschenk dar, seiner zu gedenken.

Da wurde König Siegmund berühmt in allen teutschen Landen, und den Rheinstrom auf und ab, im Nord und Süd priesen die Heldenlieder die Schärfe seines Schwertes und den Glanz seines goldbeschlagenen Schildes.

Und weit und breit, wer über Unrecht des Mächtigen und über Unterdrückung zu klagen hatte, wer Ruhm und Heldenehre gewinnen wollte, der ritt nach Xanthen auf die Königsburg am Rheine, wo Siegmund unter seinen Helden an der eisernen Tafel saß. Neben ihm zur Rechten aber saß Siegelinde, die schöne Königin, seine Hausfrau, die ihn im Glück erfreute und in den Tagen des Unglückes tröstete und seiner Wunden mit milder Hand pflegte. Alles Volk aber ehrte und liebte den weisen und kühnen König Siegmund und die milde und schöne Siegelinde.

Es sind nun aber, seit die beiden dort unten am Rheine in Ehre und Herrlichkeit auf dem Königsstuhle gesessen, viele Geschlechter der Menschen in das stille Haus hinabgestiegen, woraus keiner wiederkehrt. Und in allen Landen, wo teutsche Lieder gesungen werden, steht keine Eiche so alt, die da sagen könnte: „als ich noch jung war und zum ersten Male grünte, da ritt vor vielen hundert Jahren der edle König Siegmund mit seinen Getreuen zur Jagd und zum Kampfe an mir vorüber.“ Denn zu den Zeiten König Siegmunds standen noch in den dunklen Urwäldern breit und hoch die alten heidnischen Donnereichen, die viel später erst Bonifazius, der hochverehrte Gottesmann und seine heiligen Gefährten niederhieben, da sie unseren Vorfahren in ihrer Waldnacht das Licht des christlichen Glaubens brachten und dafür den Martyrtod mit fröhlichem Muthe erlitten, was ihnen Gott in Ewigkeit vergelten wolle.

Es war aber, wie uns die guten alten Sagen berichten, gar finster und schauerlich in den alten Urwäldern, da noch die heidnischen Eichen und die blutigen Altäre der falschen Götter standen, zu Zeiten des Königs Siegmund. Da mochte Niemand lustwandeln gehen, der nicht das Schwert an der Seite und den Speer in der Hand führte. Viele Tagreisen konnte der Jäger durch die einsamen Thäler und Wälder das flüchtige Wild verfolgen und er traf keinen Menschen und keinen betretenen Pfad. Die Sterne des Himmels und der Lauf der Wasser waren seine einzigen Führer in der ungeheueren Wildniß. Reißende Thiere von gewaltiger Stärke und entsetzlichem Grimme, wie sie nun nimmer gesehen werden: Auerochsen und Bären; Wisende und Wölfe liefen in dem dichten Gehölz umher und brüllten mit heiserer Stimme hungrig in die einsame menschenleere Oede. Und wenn dann plötzlich die hohen Eichen mächtig zu rauschen begannen und die alten morschen Aeste krächzten und die Winde aus Felsen und Schluchten stöhnten, pfiffen und bellten, dann war es gerade, als sey der Sturm leibhaftig gekommen mit Roßen und Hunden dort das reißende Gewild zu jagen.

Auch in den Lüften hauste ein wilderes Raubvogelgeschlecht, das hoch in den Felsen nistete und von dort die Wälder überschwebend, mit den Wölfen sich um die Beute stritt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0010-6

Menschen und Thiere mit seinen Krallen faßte und den Jungen zum Futter brachte. Ueber den unabsehbaren, grundlosen Sümpfen aber qualmten giftige Nebel, und drinnen sonnten sich Ottern und baumlange Schlangen, von jeder Gattung und Gestalt und sogen sich voll Giftes. Unter den hohlen Felsen und in den Klüften lauerten Würmer und Drachen, schwarzgeschuppt den Leib, wie die Nacht, mit giftigem Athem, der wie Feuer sengte und brannte.

Doch, was das Schlimmste war, ungefüge böse Riesen standen mit dieser höllischen Drachenbrut im Bunde. Sie waren ein nächtliches Geschlecht entarteter Menschen, die vor Gott, der Himmel und Erde erschaffen, ihr Knie nicht beugen wollten und ihren Fuß auf den Nacken der schwächeren Menschen stellten, daß sie thun mußten, was ihrem gottlosen Uebermuthe gelüstete. Denn finster, wie die Urwälder, und wild wie das reißende Gethier, das darin hauste, war ihr Herz und gleich dem Gewürm und den Drachen in den verpesteten Sümpfen waren sie in allen Gräueln und widernatürlichen Lastern zu so furchtbarer Größe aufgewachsen und spotteten Gottes und sannen auf Böses.

Am meisten mußten in diesen wilden Zeiten die armen Zwerge von den bösen Riesen leiden. Sie waren von Wuchs kleine und schwache Männlein, hatten aber seit undenklichen Zeiten manchen Spruch uralter Weisheit unter sich vererbt, und kannten gar manche verborgene Kraft in Kräutern und Steinen. Dabei waren sie in vielen geheimen Künsten wohl erfahren und durch den harten Druck listig, schlau und verschlossen geworden. Sie wohnten meist tief unten in den dunklen Bergschachten, dort schmiedeten sie aus edlen Metallen kostbare Kleinodien, gute Waffen und kunstreiches Geschmeide. Vor ihren Bergen aber hielten die Riesen Wache und zwangen sie Tag und Nacht zur Arbeit. Wollten die armen Zwerglein ruhen, dann stießen jene zornig ihre gewaltigen Eisenstangen hinein oder traten sie todt, wie Ameisen. Da trauten sich die Furchtsamen gar nicht an das Tageslicht, und verkrochen sich, wenn sie konnten, in die tiefsten Spalten.

Die klugen Zwerglein waren darum den übermüthigen Riesen bitter feind und hielten es meist mit den Helden. Das waren Männer des Schwertes, von Gott mit Muth und Kraft ausgerüstet, gegen die Riesen und giftigen Würmer zu streiten, um die alte finstere Wildniß mit ihren Sümpfen zu lichten, damit einst der Saame einer mildern, heiligeren Lehre darauf könne ausgesät werden. Die Zwerglein schenkten den Helden oft scharfe Schwerter und feste Schilde und lehrten sie Manches von ihren Künsten, damit sie den Sieg über ihre Bedrücker gewinnen möchten.

Also war dieses eine Zeit des wilden Streites, und das beste Kleinod, das ein Mann haben konnte, war ein frischer Muth, ein starker Arm und ein gutes Schwert. Das aber hatten die Helden und zu ihnen gehörte das edle Geschlecht Siegmunds, des Königs in den Niederlanden, den die alten Sagen und Lieder preisen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0011-2

Zweite Aventüre.

Von Siegfried dem Schnellen, wie er zu einem Helden erwuchs und von seinem Speerwurfe.

Nun hatte König Siegmund mit seiner Frauen, der schönen Siegelinde, einen jungen Sohn, der war stark und schön und hochgemuth. Auf dem Schooße seiner Mutter schon blickte er scharf und hell, wie ein junger Adler aus den blauen Augen und wer ihn sah, der mochte leicht erkennen, daß in ihm der Heldengeist seines Geschlechtes lebe, und daß sein Name einst mit Ruhm würde genannt werden. Weil er aber rasch, wie der Blitz in all seinem Thun war, so hießen sie ihn Siegfried, den Schnellen.

Von Kindheit an wurde er von den Helden an der Tafelrunde seines Vaters mit großem Ernste zu allem Heldenwerke angehalten; und dessen bedurfte es nicht, denn sein eigener Muth trieb ihn sich vom frühesten Morgen an in allen Waffen zu üben und jegliche harte Arbeit zu bestehen. Abends aber horchte er begierig auf, wenn die alten kampfergrauten Helden erzählten, was sie von gutem und bösem Geschicke auf ihren Fahrten in fremden Landen erfahren, oder wenn sie die großen Namen und Thaten der Vorzeit priesen, und ihn lehrten Sprüche, wie sie einem edlen hochgemuthen Helden geziemten. Aus allen seinen Reden blitzte von der frühsten Kindheit an sein rascher und kühner Muth hervor.

So war er einmal mit einem alten Meister des Gesanges und des Schwerterklanges, von zweyen jungen Knaben, seinen Spielgenossen, begleitet, hinaus in den Wald gegangen, dort junge Stämme für Speerstangen zu fällen. Gegen Abend setzte sich der Alte auf einen hohen Fels, von wo sie das Land allum mit seinen dunklen Waldungen, seinen grünen Fluren und goldenen Saatfeldern überblicken konnten. Nun nahm der Alte einen Knaben um den andern auf sein Knie, hielt ihn mit beyden Händen fest vor sich hin und blickte ihm also scharf und grimmig in die Augen, als wolle er ihn über den Fels hinabschleudern. Die beyden andern bebten vor seinem zornigen Blicke, wie vor einem Blitzstrahle zurück, Siegfried aber schaute ihn lachend mit weitgeöffneten Augen an, wie ein junger Falke, der sich zum ersten Male des Lichtes der Sonne freut. Der Alte setzte ihn freudig nieder und dachte bey sich, daß das Blut der alten Helden in seinen Adern fließe und daß er dereinst sein Auge auch nicht schließen würde, wenn die flammenden Schwerter dagegen gezückt würden.

Der eine von den Knaben sah darauf den Ziegen zu, die dort grasten, der andere blickte nach den Waldfrüchten; Siegfried aber spielte auf dem Knie des Alten mit dem Griff seines großen Schwertes, das er kaum zu heben vermochte. Da sprach einer von den Knaben, auf das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0012-8

Woran ein Jeder hanget, das ists was er begehret,
Das Heldenkind verlanget nach einem Heldenschwert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0013-3
DFG

Land herabblickend: „Hätte ich nun etwas zu wünschen, dann möchte ich, daß das ganze Thal des Rheines, von den hohen Bergen im Süden bis zur See im Nord, eine große Saatenflur wäre und überall stünden darauf meine Gehöfte und meine Fruchtkammern, daß kein König reicher wäre, als ich.“ „Und ich wollte, fuhr der zweyte fort, daß das ganze Thal da unten eine große Weide wäre und darauf gingen meine Heerden: Roße und Stiere und Kühe und Rinder, so viele, daß kein Mensch sie vom Morgen bis zum Abend zählen könnte.“ Siegfried schwieg zu dieser Rede still, der Alte aber fragte ihn, was denn seines Herzens Begehren sey, wenn er sich etwas zu wünschen habe. „Dann wünschte ich mir ein gutes und scharfes Schwert, wie deines da, und ich wollte es hier oben auf dem Felsen als ein König schwingen und es sollten die Feinde und die Riesen und Drachen kommen, ich wollte sie mit dem Schwerte treffen, daß keiner heimkehrte. Um mich her aber sollten so viele gute Helden stehen, daß all eure Fruchtkammern und all eure Heerden nicht zureichten, wenn wir miteinander Mahl hielten. Und mit ihnen wollte ich ausziehen und alle Lande, soweit die Sonne auf und untergeht, von Ungethümen befreien.“ So sprach Siegfried, der Alte aber lachte über seine Rede, und es schien ihm als habe der Knabe gut gesprochen.

Als er heimgekehrt war, da ließ es den jungen Königssohn nicht schlafen, er mußte fort und fort sinnen, wie auch er einmal ein so ruhmreicher Held werden möchte, gleich seinen Vätern, die ihre Krone in Ehren getragen, große Thaten vollbracht und dafür im Munde des Volkes vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange all umher gepriesen wurden.

Seine Waffenmeister hatten darum ihre Lust an dem jungen Knaben, dessen Aug so kühn, dessen Arm so stark und dessen Sinn so edel war. Keiner konnte wie er den Adler hoch aus der Luft schießen, oder so sicher den anrennenden Bären mit dem Speere durchbohren und doch waren ihm Alle in herzlicher Liebe zugethan, weil er sie nicht minder durch Großmuth und Milde, als durch die Stärke seines Armes übertraf. Warf er einen seiner jungen Genossen nieder, so stellte er ihn selbst wieder auf die Füße und schenkte ihm, was ihn erfreute, so daß ihn keiner beneidete, weil keiner so freigebig war, wie er.

Also wuchs der junge Heldensohn fröhlich auf und bald wußte er die Waffen besser zu führen als seine Meister; kein Thier lief in den Wäldern, mit dem er es nicht aufgenommen und kein Held trank aus dem Becher König Siegmunds, vor dem er im Kampfe zurückgetreten wäre, obschon er von Jahren fast noch ein Knabe war. Da geschah es eines Abends, daß er mit seinen Spielgenossen vor der Burg des Vaters auf einer Wiese an dem Ufer des Rheines sich mit Ringen, Wettrennen, Speerwerfen und andern Waffenspielen erlustigte. Es war aber keiner unter allen, der seinen Speer so schnell geschleudert hätte, daß Siegfried ihn nicht im Laufe aus der Luft aufgefangen und zurückgebracht hätte. Nur einer war unter ihnen, der ihm an Schnelle gleich zu kommen vermeinte. Zu diesem sprach er: „Höre lieber Geselle, ich will meinen Speer in eine Eiche schleudern und ehe deine Hand den Speer in der Luft oder im Baume berührt hat, will ich mein großes

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0015-5

Trinkhorn hier austrinken auf dein Wohlseyn. Komme ich dir zuvor, so gehört dein Edelfalke mein, bist du aber der Erste, so hast du mein Trinkhorn gewonnen.

Alle, die dieß hörten, däuchte es thöricht gesprochen; denn das Trinkhorn war von Elfenbein, mit Gold und Silber reich geziert und alte Geschichten kunstreich darauf abgebildet. Zehn Edelfalken hätten seinen Werth nicht aufgewogen. Daraus, dachten sie, hat er nun sicher zum letztenmal getrunken. Die Eichen auf der Wiese hier sind ja nicht ferne und jener wird ihm den Speer schon zurückbringen, wenn er kaum sein Horn an die Lippen gesetzt hat.

Der junge Geselle dachte desgleichen und war mit Freuden zu dem Wettlaufe bereit. Da ließ Siegfried das Horn vollgießen und sie zur Rechten und Linken stehen und wohl aufmerken. Mit der einen Hand strich er sich die blonden Locken aus dem Gesichte, mit der andern schwang er wiegend den Speer, gegen die nahe Eiche auf der Wiese zielend. Neben ihm stand der Läufer und um ihn her bogen sich die jungen Genossen vorwärts und rückwärts, wie er mit dem Speere aushohlend hin und her fuhr, voll Begier, wie dieser Handel enden würde.

Nun hohlte Siegfried noch einmal mächtig aus, lächelnd aber drehte er sich im Wurfe auf der Zehenspitze um und pfeifend flog der Speer über den breiten Rhein in einen fernen Eichbaum am jenseitigen Ufer.

Der Wettrenner war schon eine Strecke gegen die Eichen auf der Wiese hingesprungen, er glaubte dem Speer vorangeeilt zu seyn, als er sich aber umwandte, da sah er, wie Alle lachend nach dem anderen Ufer und der fernen Eiche blickten. Lustig sprang er in die Fluthen und schwamm, des Wassers wohl kundig, pfeilgerade hinüber, wie der Speer geflogen.

Siegfried leerte lachend auf des Schwimmers Wohlseyn das reichgezierte Horn und hieß seine Gesellen das Gleiche thun. Sie tranken und sprachen: „Heil dir junger Siegfried, seit den Tagen der alten Helden ward in teutschen Landen kein besserer Wurf gethan und im Süd und Nord wird man noch lange seiner gedenken.

Bald darauf kehrte der Wettrenner von seiner nassen Bahn mit dem Speere zurück, nahm seinen Falken und reichte ihn Siegfried als Siegespreis dar. Siegfried hielt ihm das gefüllte Trinkhorn hin, sprechend: „Schwerlich gibt es den Rhein auf und ab einen Schwimmer, der es dir zuvorthäte, aber weil du des Wassers genug gekostet, darum labe dich nun aus dem Horne. Nachdem jener getrunken, setzte Siegfried den Falken sich auf den Arm, gab ihm spielend das goldene Band seines Hornes in den Schnabel, nahm ihm die Haube von den Augen und ließ ihn los. Der Falke stieg mit dem Horne an dem Bande gerade auf in die blauen Lüfte. Kreisend und beutespähend schwebte er mit ausgespannten, fast bewegungslosen Schwingen über der Königsburg. Da sprach Siegfried lächlend: „Rufe deinen Falken ab, sonst stößt er auf die weißen Tauben meiner Mutter dort auf dem Dache

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0016-0

und dann darf er ihr nicht mehr vor die Augen kommen.“ Der Gesell that, wie ihm geheißen und auf einen Pfiff fiel der Falke senkrecht herunter und setzte sich auf die Schultern seines alten Herren. Siegfried aber sprach: „Siehe, das treue Thier will mich nicht für seinen rechten Herren erkennen, es denkt, ich hätte die Wette mit List gewonnen, und darum hat es dir auch noch das Trinkhorn, als den Preis, der dir von Rechtswegen gebührt, mitgebracht. Sein Urtheil soll gelten, du magst es behalten und wenn du beym frohen Gelage daraus trinkst, dann sollst du und dein ganz Geschlecht zu allen künftigen Zeiten meiner und meines Wurfes gedenken.“

Also, sprach Siegfried, der Schnelle, und alle, die es hörten, freute seine Rede und sie sprachen unter einander: „Den Speer hat er wie ein Held geschleudert und gesprochen hat er, wie es einem Königssohne geziemet.“

Die Stelle aber, wo Siegfried den Wurf gethan, die können dir noch bis auf den heutigen Tag alle die an dem Rheine zeigen, welchen sie bekannt ist. Zu ihnen magst du gehen, wenn du sie zu sehen begehrest.

Dritte Aventüre.

Von Kaiser Otnit und Wolfdietrich und wie Siegfried Urlaub begehrte in die Welt zu ziehen.

Am Abend zogen alle singend in die Königsburg, wo sie sich in einer großen Halle zum Mahle setzten. Sie lagerten sich dann rings um das Feuer, der eine schnitzte sich Pfeile, der andere schliff sein Schwert oder putzte den Schild oder machte das Jagdzeug zurecht. Es wurde dazwischen mancherlei Ernstes und Kurzweiliges von Schlachten und Jagden und Festen gesprochen. Nur Siegfried saß schweigend an dem Feuer, spielte mit den Bränden und sah nachdenklich, wie träumend, in die Gluthen.

Schon war der Abend weit vorgerückt, als Einer ein Horn von der Wand nahm und darauf zu blasen begann, während ein alter Sänger ein Lied von Kaiser Otnit sang, das also lautete:

Von dannen muß ich reiten,
Sprach Kaiser Otnit stolz
Den Drachen zu bestreiten,
Im dunklen Tannenholz.

Umsonst schlang ihre Arme
Sidrat um seine Brust
Er ließ sie ihrem Harme
Und ritt zum Kampf voll Lust.

Er ritt so manche Stunde
Das wilde Thal entlang,
Aus seinem Heldenmunde
Manch kühnes Lied erklang.
In Schluchten und in Schlünden
Hat er gesucht die Brut,
Und konnte sie nicht finden,
Deß zürnte stolz sein Muth.
Da sah er eine Wiese,
In lichtem Sonnenschein,
Ein Vogel sang so süße
Der lud zur Ruh ihn ein.
Von einer Zauberlinde
Erklang es sanft und hell
Und Lüfte wehten Linde
Bey einem kühlen Quell.

Da legt ins Rosenbette
Der Held sich ohne Arg
Denkt nicht, daß ihm die Stätte,
Treulos den Feind verbarg.
Wohl zerrt der Hund die Locken
Wohl wieh'rt das treue Roß;
Er höret nicht den Docken,
Hört nicht den Kampfgenoß.
Er sieht das Ungeheuer,
Im Traum schon hingestreckt;
Da naht es und sein Feuer
Hat ihn zum Tod erweckt.
Noch greift in höchsten Nöthen
Er nach dem treuen Stahl,
Muß doch die Erde röthen
Der Drachen blutig Mahl.

Als der Sänger sein Lied geendet, sprach Siegfried, das ist ein gar trauriges Lied, mir wird dabey weh zu Muthe, daß ein so kühner Held also elendiglich im Schlafe umkam. Singe ein fröhlicheres und sag uns, ob denn keiner kam, der den edlen Kaiser an dem giftigen Wurme rächte."

„Wohl ist das Lied traurig, entgegnete der alte Krieger, aber ihr jungen Heldenkinder mögt daraus eine gute Lehre abnehmen, daß ihr euch nicht von den süßen Stimmen verlocken laßt und euch sorglos in die Rosen zum Schlummer legt, wenn ihr zum Streite gegen den Feind auszieht. Ja wohl ward Herr Otnit gerochen und das ist ein fröhlicher Lied, das ich euch zum Nachtgruß singen will. Er fieng dann wieder an:

Wer hat das Schwert geschwungen
Am kühnsten in dem Streit?
Wer ward zu meist besungen
In alter Heldenzeit?
Das ist der ruhmgeschmückte,
Wolfdietrich ist's der Held,
Der Schlangen stark erdrückte
Und Löwen fieng im Feld.
Wohl Morgens in der Frühe,
Da rief der kühne Held:
Wohl auf! wohl auf! ich ziehe
Zum Kampfe in die Welt.
So rief er beym Erwachen,
Aufs Roß sprang er zur Hand:

Die Riesen und die Drachen
Erschlug er rings im Land.
So ritt er in die Ferne
Durch Wald und grünen Klee,
Bis daß er kam gen Berne
Am blauen Gardasee.
Dort blickt er auf zur Feste,
Wo einst mit frohem Muth
Des Kaiser Otnits Gäste
Getrunken Rebenblut.
Dort stieß der Unverzagte
Wohl in sein Silberhorn
Und kummervoll er fragte
Und rief in hohem Zorn.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0018-2

Sag an und gib mir Kunde,
Du Wächter auf dem Schloß,
Was heulen Otnits Hunde?
Was graset frey sein Roß?

Wie sind so still die Hallen,
Das Banner umgekehrt?
Ist Otnit denn gefallen,
Der Kaiser hochverehrt?

Da rief ihm von den Zinnen
Der Wächter traurig zu:
Nun reite du von hinnen
Und laß dem Kummer Ruh.

Es zog zur bösen Stunde
Zum Streit Herr Otnit aus,
Drum heulen seine Hunde,
Drum ist so still das Haus.

So gieb mir Alter Kunde
Eh ich von hinnen reit,
Wo klagt mit rosgem Munde
Sidrat ihr Herzeleid?

Sie einst von hundert Schönen
Ergötzet mit Gesang,
Von hundert Heldensöhnen
Geehrt mit Schwerterklang.

Da rief es von den Zinnen
So süß und schmerzlich mild:
O reite Held von hinnen,
Und laß mich Jammerbild.

Es wohnt der Gram hier innen,
Die Noth die hauset hier,
O reite Held von hinnen
Die Lust wohnt nicht bei mir.

Nur der sollt mich umfangen,
So sprach ich fort und fort,
Der an den gift'gen Schlangen,
Gerächet Otnits Mord.

Da keiner ihn wollt rächen,
Versagt ich meine Hand:
Da haben mir die Frechen
Genommen Gold und Land.

Drum reite du von hinnen,
Denn hin ist meine Pracht
Und weinen nur und spinnen
Muß ich so Tag als Nacht.

Nicht reite ich von hinnen,
Denn nicht um Gold und Land
Von Frauen zu gewinnen
Trägt Waffen meine Hand.

Die Riesen und die Drachen,
Die such ich auf zum Streit,
Den Armen und den Schwachen
Bin ich zum Schutz bereit.

Wo Angst und Schrecken weinet
Und froh der Stolze lacht,
Wo wild der Tod erscheinet
Auf blut'gem Feld der Schlacht:

Dort ists wohin ich dringe
Auf zügelfrankem Pferd,
Dort ists wo froh ich schwinge
Mein spiegelblankes Schwert.

O reit! O reit! von hinnen,
Zu schwach ist deine Hand,
Du wirst den Tod gewinnen,
Wo ihn der Kaiser fand.

So sprach die Jammersreiche
Verhüllte ihr Gesicht,
Den Held erkannt die Bleiche
Vor heißen Thränen nicht.

Da stieß auf ihre Taube
Ein Falk aus blauer Höh
Und schwang mit seinem Raube
Sich auf zum klaren See.

Der Held griff nach dem Speere
Und schwang ihn stark und hoch,
Daß leicht hinauf der schwere
Zum Falken pfeifend flog.

Die Taube kehrte wieder
Zur Herrin aus der Höh,
Der Falke stürzte nieder
Getroffen in den See.

Sie gab zum Dank vom Finger
Ein Ringlein ihm von Gold;
Da sprach der Lanzenschwinger:
O sey mir immer hold.

So sprach der Held und wandte
Sein kampfgeübtes Roß,
Das rasch von dannen rannte,
Als wärs des Sturms Genoß.

Es sprangen ihm zur Seiten
Von Otnits Hunden zwey,
Die wollten ihn geleiten
Zu ihrem Herren treu.

Da giengs mit lautem Schalle
Die Thäler ab und auf,
Bis bey der Drachenhalle
Gehemmet ward ihr Lauf.

Doch horchet, wie es brüllet,
Und sprüht und brennt und braußt,
Wie rings in Dampf gehüllet
Die Zauberlinde saußt.

Ein Leu bekämpft mit Grimme
Des bösen Wurmes Wuth;
Des Löwen ist die Stimme,
Des Wurmes ist die Gluth.

Der Löwe beißt im Sprunge
Mit scharfem weißem Zahn;
Es schleicht mit rother Zunge
Auf ihn der Wurm heran.

Nun auf mein guter Leue
Zerreiß das Teufels Bild,
Ich helf dir auch in Treue,
Ich führ dich ja im Schild.

Der Held rannt auf den Drachen
Mit seinem Speer so frei,
Der brach mit lautem Krachen
Wie schwaches Rohr entzwei.

Der Held schlug nach dem Drachen
Mit seinem Schwert so gut,
Das schmolz im Feuerrachen
Wie Blei in heißer Gluth.

Nun aber hebt ein Springen
Der Löwe an im Feld,
Es hebet an ein Ringen
Der wunderkühne Held.

Sie springen und sie ringen
Und laufen hin und her,
Bis rothe Ströme dringen
Aus Wunden tief und schwer.

Jetzt faßt des Drachen Tatze
Des Helden goldnen Schild,
Da springt mit einem Satze
Auf ihn der Löwe wild.

Der Drache aber windet
Den Leu in seinen Schweif,
Daß alle Kraft ihm schwindet
Im enggeschlungnen Reif.

Und müder wird und müder
Der Held Wolfdieterich,
Der Drache schlägt ihn nieder
Mit heißem Flammenstich.

Und läuft den Held im Rachen,
Im Schweif den treuen Leu
Zu seinen jungen Drachen
Mit wildem Siegsgeschrei.

Doch müd sind seine Glieder
Und bey dem Felsennest,
Dort sinkt der Alte nieder
Und schläft zur Stelle fest.

Und schnuppernd kömmt gekrochen
Zum Leu die junge Brut,
Zerbrechen ihm die Knochen
Und saugen dann sein Blut.

Und wie der Leu verschlungen
Belecken sie zumal
Mit scharfen spitzen Zungen
Des Helden Kleid von Stahl.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0020-2
DFG

Doch wie sie auch belecken
Des Müden Arm und Bein
Und weit die Zungen recken
Sie können nicht hinein.

Deß wurden sie gar grimme
Und warfen ihn im Scherz
Herum so ungestümme,
Daß ihm schier brach das Herz.

Sie warfen ihn mit Schalle
Einander zu im Spiel,
Bis daß die Müden alle
Ein fester Schlaf befiel.

So lang die Sterne schienen
Am stillen Himmelszelt,
So lange schlief bey ihnen
Der wundenmüde Held.

Doch als die Sonne lachte,
Da wars ihr erster Strahl,
Von dem der Held erwachte
Im wilden Drachenthal.

Zur Stelle wollt er reichen
Nach seinem Schwert und Speer,
Doch Drachen nur und Leichen
Erblickt er rings umher.

Und wie er bald zur Linken
Und bald zur Rechten schaut,
Da sieht ein Schwert er blinken,
Das tiefe Wunden haut.

Das Schwert, das einst getragen,
Des kühnen Otnits Muth,
Das einzig kann erschlagen
Die giftge Teufelsbrut.

Er hob es auf und lachte
Und schwang es kühn und hoch,
Daß eh der Wurm erwachte,
Sein Haupt vom Rumpfe flog.

Dann stieß er es den Jungen
In ihre giftge Brust
Und schnitt heraus die Zungen
Und sprach in froher Lust:

Jetzt kann getrost ich kehren,
Empfangen Sidrats Hand;
Denn Otnit schläft in Ehren
Und frei ist rings das Land.

Als das Lied geendet, war es gegen Mitternacht, der Alte legte sich nieder zur Ruhe und die Uebrigen folgten ihm. Nur Siegfried blieb allein bey dem Feuer, bald saß er still und regungslos und lauernd da, wie einer, der seinen Feind in einem Verstecke erwartet, dann hob er plötzlich den Feuerbrand hoch auf und schlug damit gewaltig in die Gluthen, als wolle er einen Drachen erschlagen, und ringsum stoben die Funken hoch auf in der Halle.

So hatte er eine Weile in tiefen Gedanken gesessen, als sein Blick auf die Wand fiel, wo die Thaten seiner Vorfahren, der alten Könige und Helden, von edlen Frauen in Teppichen kunstreich gewirkt zu schauen waren, wie sie mit den Riesen und Drachen kämpften. Ueber den Bildern hiengen ihre siegreichen Schwerter und die Waffen, die sie erbeutet und die Zungen und Zähne der Ungeheuer, die sie erlegt.

Ihm war aber, als dürfe er nicht wagen, zu den alten ehrwürdigen Helden hinaufzuschauen, dieweil er so müßig daheim sitze und noch keine That verrichtet, die des Gedenkens würdig sey. Und wie er so von der Seite hinaufblickte, da schien ihm, als würden die verblichenen Bilder lebendig und sie sähen verächtlich und hohnlachend auf ihn

herab und es bedünkte ihn, als höre er eine Stimme also sprechen: „Sitze nur Siegfried bey dem Feuer, wie die Mägdlein und wärme dich dabey all die Tage deines Lebens, das ist dein Platz, aber nicht dort draußen, wo die Männer das Schwert führen.“

Da wurde er zornig, hell blitzte sein Aug, er sprang auf mit dem Feuerbrande und wollte ihn gegen das Bild schleudern. Dann ließ er den Arm wieder sinken und sprach: „wärst du jetzt lebendig und hättest so schimpflich zu mir geredet, so möchte es dir wenig nützen, alter Graubart! daß du mein Ahn bist, ich wollte dir zeigen, daß ich wie ein Mann zu kämpfen weiß. Doch, was bin ich für ein Thor, daß ich mich hier mit den alten Bildern an der Wand herumzanke, ich will in die Welt hinaus zur Stunde und mich im Kampfe versuchen und Ehre gewinnen, wie meine Väter, die Könige und Helden.

Er gieng und nahm sein bestes Schwert und gürtete es sich zur Seite. Einen großen alten Schild, der über den Bildern hieng, band er um den Hals, dann hieng er eine reiche Armbrust über und ein Horn, das der alte Wolfdietrich geführt; in die Hand nahm er einen guten Speer und warf über die Schultern das Fell eines Bären, den er selbst, ohne Waffen, mit bloßer Hand niedergerungen.

Also gerüstet trat er in das Gemach, wo sein Vater und seine Mutter schliefen und stellte sich vor ihr Lager. Sie frugen ihn, was er so frühe da mache und ob er auf die Jagd ziehen wolle. „Ja wohl will ich auf die Jagd ziehen, erwiederte Siegfried, das Wild aber, dem ich nachjage ist Heldenruhm und Kampfesehre; und darum bin ich gekommen mir Urlaub von Euch zu erbitten. Denn länger kann ichs nicht ertragen, hier also ruhig zu sitzen, einen Tag wie den andern, gleich einem kranken Falken, der sich mit seinem gebrochenen Fittich nicht aus dem Neste traut. In die Welt will ich ziehen, den Glanz unseres Geschlechtes zu mehren, wie du und unsere Vorfahren, die Helden und Könige, seit undenklichen Zeiten in den Tagen ihrer Jugend gethan.“

Dem Vater war die kühne Rede beydes lieb und leid und er lachte innerlich, des Muthes seines Sohnes sich freuend, die Mutter aber fieng an bitterlich zu weinen um ihr liebes Kind, der Gefahren gedenkend, die seine Kühnheit aufsuchen würde. „Du bist noch all zu jung,“ begann darauf der Vater, „weile noch hier bey uns, bis du stärker geworden und dann will ich dir Streitgenossen geben, die dich auf deiner Heldenfahrt geleiten sollen.“

„Das wäre mein Tod,“ entgegnete Siegfried, „länger hier zu weilen; Tag und Nacht habe ich keine Ruhe und treibt es mich von hinnen. Wo ich hinblicke, da scheint mir Alles meiner trägen Ruhe zu spotten. So welket meine Kraft dahin; denn immer muß ich denken, wenn die Sänger der Zukunft von meinen Ahnen und von dir singen und eure Thaten preisen, dann werden sie meiner nicht gedenken und verächtlich sprechen: „Wohl hatte König Siegmund einen Sohn, stark und hochgebaut wie seine Väter, aber sein Name ist verschollen im Dunkel der Nacht, denn er hat keine Thaten verrichtet, die sein Gedächt-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0022-3
DFG

Der Jüngling zieht von hinnen, ihn treibt der Heldengeist
Der Ehre ihm gewinnen im Heldenkampfe heißt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0023-9
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0024-4
DFG

niß verherrlicht hätten; sein Sinn stand einzig darauf Rehe und Hirsche im Walde zu jagen, in den Kampf aber hat er sich nicht hinausgetraut. So muß ich fort und fort denken und das durchschneidet mir das Herz mehr, als das schärfste Schwert des Feindes es thun könnte. Ehe ich daher ruhmlos mich hier verzehre und dahinsterbe, wie eine junge Eiche, die sich nicht in die freien Lüfte ausbreiten kann, laßt mich ziehen, vielleicht daß ich dann als ein fröhlicher Sieger wiederkehre oder einen ruhmvollen Tod finde."

Als der Vater Siegfrieds festen Sinn erkannte, da willigte er ein und reichte ihm zum Abschied die Hand sprechend: „So ziehe denn hin mein Sohn! und zeige dich deiner Väter, der Heldenkönige würdig; sey bedachtsam im Rath und rasch in der That; stark sey dein Arm und mild dein Sinn, gleich der guten Klinge, die scharf und biegsam ist. Hüte dich vor Uebermuth im Glücke, denn er ist der Vater des Verderbens und schäme dich der Feigheit im Unglück, denn sie ist die Mutter ehrlosen Unterganges. Weiche dem Handdruck und der Rede der Arglistigen und Nichtswürdigen aus; denn auch der Hauch giftiger Blumen ist tödtlich. Traue nicht, mein Sohn! dem falschen Lächeln der Bösen, denn es gleicht dem grünen Moorgrunde beym Sonnenschein. Halte dich ehrenhaft im Kampfe, getreu in deinem Worte, fest in der Freundschaft und fleckenlos im Leben; denn es schwindet dahin und wenn dich dereinst der Tod trifft, dann nimmt er dir Schwert und Schild, Helm und Speer; aber deine Thaten folgen dir nach und für sie wirst du Ruhm oder Schmach, Lohn oder Strafe von dem allmächtigen Vater erlangen, der dich auf deinen Wegen geleiten möge."

Siegfried dankte hierauf dem Vater für seine heilsamen Lehren und versprach ihm, sie wohl im Herzen zu bewahren, wie sein bestes Kleinod. Dann küßten ihn die Eltern noch einmal und raschen Schrittes eilte er durch die Halle hinaus nach dem grünen Walde, über dem der Morgen in lichtem Glanze herauf stieg.

Vierte Aventüre.

Wie Siegfried der Schnelle durch die Wildniss zog und was ihm da begegnete.

Siegfried verließ ganz allein die väterliche Burg, seine Gesellen alle schliefen noch, nur seine beyden treuen Hunde folgten ihm nach. Er nahm seine Straße den Rheinstrom aufwärts, immer gen Mittag, über grüne Heiden, durch dunkle Wälder und finstere

Schluchten. Vor ihm her aber sprangen lustig die Hunde und trieben das Raubgethier auf und hetzten es vor seinen Speer. Mancher giftigen Schlange schlug er den Kopf herunter und hieng sie an den Bäumen auf, manchen wilden Raubvogel nagelte er mit dem Pfeil hoch an die Felsen fest, daß man wohl daran erkennen konnte, welche Straße der Held gezogen sey.

Einmal rannte er dahin, wie der Sturmwind, der über die waldigen Höhen brauset; dann gieng er wieder stät und bließ auf seinem Horn in das Gebell der Hunde oder er sang ein altes Heldenlied, oder eine fröhliche Jagdweise, daß rings die Felswände davon wiederhallten. Das klare Wasser der kühlen Waldbäche war sein Trank, das Gewild und die Waldfrüchte seine Speise. Des Nachts schlief er unter den alten Eichen auf seinem Schilde, das nackte Schwert zur Seite. Zu seinen Füßen lagen die treuen Hunde, die ihn weckten, wenn ein Raubthier nahte und aufsprangen, wenn der Tag zu grauen begann.

So war er schon eine gute Strecke frohen Muthes dahingeschritten; aber immer war ihm noch kein Riese begegnet und hatte er keinen Drachen, wonach er so sehr verlangte, aufspüren können. Da wurde er ganz übel gemuthet und er sprach so vor sich hin: meine Väter, die alten Helden, haben mir doch eine recht armselige Jagd gelassen, das Hochwild haben sie selbst erschlagen und da mögen sie leicht meiner auf den alten Bildern spotten. Ich fürchte wahrlich, daß wenig Heldenwerk mehr für mich übrig ist. So sprechend ließ er an den Raubthieren und Schlangen seinen Unmuth aus und schritt immer rascher und ungeduldiger vorwärts, dahin wo ihn die Gegend am schauerlichsten und wildesten bedünkte und wo die Bäume in dem Urwalde am dichtesten und höchsten standen, daß man, wie in finsterer Nacht, kaum den Himmel erblickte. Unten auf dem Boden aber drängte sich das Gewurzel an einander und verschlang sich wunderseltsam, bald mußte er darüber hinwegspringen, bald schritt er darunter hindurch.

Eines Morgens, als er so recht ungeduldig vorwärts eilte, kam er zu einer Stelle, wo die Bäume lichter wurden. An ihrem Saume fand er ein lachendes Wiesenthal, das mit hohem Grase und bunten Blumen längst einem klaren Waldbache dahinlief. Da hörte er plötzlich einen lauten Schall, als ob ein Reiter durch das Holz herangesprengt käme; die Aeste der Bäume bogen sich rauschend zurück und er gewahrte einen schneeweißen Hirsch von ungewöhnlicher Größe. An seiner Brust hiengen ihm die Haare vor Alter, gleich einem Barte, tief herunter und sein Geweih lief in vielen Enden so weit auseinander, daß die Arme eines Mannes von der einen Spitze bis zur andern es nicht umspannen konnten. Worüber er sich aber am meisten wunderte, war, daß der Hirsch eine leuchtende Goldkrone auf dem Haupte trug, mit der er stolz, wie ein König des Waldes, einherschritt.

Das Thier mochte mit seiner goldnen Krone an der einsamen Stätte viele Jahre geweidet haben, ohne das Angesicht eines Menschen zu sehen, denn es blieb ruhig in klei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0026-6

Der Hirsch mit goldner Krone an Schnelle doch nicht gleicht
Dem Siegmundssohne der schneller ihn erreicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0027-1

ner Entfernung stehen und blickte ihn, wie verwundert, mit großen Augen an. Siegfried wollte nun erfahren, welche Bewandtniß es mit dieser Krone habe, er rief darum seine Hunde hinter sich, um das Thier lebendig zu fangen. Als er aber darauf zu gieng, sprang der Hirsch in hohen Sätzen von dannen und er hinter ihm her, das Thal entklang, Berg auf Berg ab, durch Wiesen und Haiden, über Bäche und Felsen, und jedesmal, wenn er es eben zu fassen vermeinte, entkam es ihm durch einen neuen Sprung. Also liefen sie fort und die Hunde hinten her, bis das müde Thier an den Rand einer überhängenden Felswand kam. Viele hundert Klafter tief darunter lag ein unergründlicher Waldsee. Eben hatte der Hirsch von dem Steine abgesetzt und war gerade im Sprunge sich hinabzustürzen, als Siegfried ihn mit der Rechten bey seiner Goldkrone faßte und den linken Fuß auf seinen Rücken stemmend, ihn rasch zurückriß.

Nun erkannte er, daß es derselbe Hirsch war, von dem ihm oftmals erzählt worden, wie ihn sein Großvater, als ein junges Thierlein gefangen und ihm die goldene Krone zum Gedächtniß mit einem silbernen Bande hatte auf den Kopf anschmieden lassen. Siegfried brach sich zum Andenken eine Spitze aus der Krone heraus und ließ das erschrockene Thier wieder laufen. Er zog dann wieder vorwärts durch die ungeheure Wildniß, einen Tag um den andern, wie ein Löwe, der nach Beute sucht.

Da traf es sich eines Abends, daß er einem Bären in ein tiefes Felsthal nachrannte. Steil und schwarz und vielgespalten ragten die Wände rechts und links über, unten brauste durch einen engen Spalt hervorstürzend weißschäumend ein Waldbach. Schon war der Vollmond aufgegangen und warf nur hie und da einen hellen Strahl in die finstere Schlucht. Die zerrißenen Felsen aber mit ihren Ecken und Zacken in tausend Gestalten, halb beleuchtet halb im Schatten, sahen so wunderlich aus, daß er anfänglich meinte es wären lauter Riesen und Drachen und finstere Nachtgestalten, wovon ihm die alten Sänger so oft gesungen. Jetzt vernahm er zwischen dem Rauschen des Baches in weiter Ferne dumpfe Schläge, wie wenn zwey starke Felsen aufeinander geschlagen würden. Stracks rannte er darauf zu, sie klangen immer vernehmlicher und endlich ganz nahe. Es schien ihm aber als kämen sie aus dem Inneren des Berges, darum legte er das Ohr an die Felswand und da war es ihm, als höre er einzelne rauhe Stimmen unverständlich mit einander sprechen, worüber er sehr erstaunte, weil er nirgend einen Eingang sah. Er schritt also wieder vorwärts, als plötzlich das Thal eine Biegung machte und er vor einer hohen Mauer aus Felsblöcken stand, einzelne Lichtstrahlen schimmerten durch die Spalten, und schwarzer Rauch strömte daraus hervor; sonst war die Mauer ganz mit Waldpflanzen überrankt. Unten lagen ungeheure Baumstämme. Mächtige Hammerschläge erklangen aus dem Inneren von einem dumpfen Gesange begleitet. Selbst das Rauschen des nahen Wasserfalles wurde von diesem unterirdischen Gesange übertönt, der dem Winde glich, wenn er bey nächtlichter

Stille gefangen in den Felsschluchten heult und dann plötzlich mit lautem Gebrüll über die Meeresfluthen dahinbraust und sie hoch aufthürmt. Als Siegfried so eine Weile zugehorcht hatte, stieg er die Felsen hinan, um zu sehen, wer dort hause.

Durch einen weiten Spalt sah er in eine tiefe hochgewölbte Höhle. Eine dunkelrothe Gluth brannte im tiefsten Grunde auf der Eße und Männer von wildem finsterem Anblick hoben mit großen Zangen weißglühendes Eisen aus dem Feuer über einen Amboß und schlugen mit schweren Hämmern darauf los. Durch einen hohlen Baumstamm pfiff der Wind in die Gluth, durch einen andern strömte das Wasser in einen Felskessel. Die dunkelrothe Gluth spiegelte sich seltsam in dem bewegten krystallhellen Wasser und auf den rußigen finstern Gesichtern der Schmiede. An den Wänden hiengen große Schwerter, alte und neue von mancherlei Gestalt und daneben reich verzierte Schilde. In den einen spiegelte sich das rothlodernde Feuer, in den anderen der stille silberne Mond, und sie hiengen da und glänzten wie große Lampen. Dazwischen sprühte ein Feuerregen von Funken durch die ganze Höhle, daß die schwarzen Männer, wie böse Geister, mitten in den Gluthen zu stehen schienen. Sie waren groß, aber mehr breit als hoch, und von Gestalt ungeschlacht, ihr Gesicht schwarz wie die Wand und daraus funkelten ihre Augen unter den borstigen Augenbrauen hervor, wie die rothe Gluth in der Eße. Steif und struppig, wie das Gewurzel der Eichen, hiengen die rabenschwarzen Haare herunter. Sie sprachen kein Wort untereinander, nur wenn sie das Eisen in die Gluth legten und das Feuer anschürrten, blinzelten sie einander grinzend an und sangen dazu:

Frisch ihr rothen Feuersflammen!
Springt aufs harte Eisen ein,
Leckt und nagt und beißts zusammen
Haut mit scharfem Zahne drein.

Der Stahl im Heldenherz
Ist Riesen Lust und Scherz;
Der Held wird leichenweiß,
Das Schwert wird dunkelroth;
Das Schwert wird brennend heiß
Und kalt der Held im Tod.

Ganz nahe unter Siegfried saß einer von den Männern und hatte an einer eisernen Stange einen Ochsen über einem Feuer, und jedesmal wenn er die Stange herumdrehte, riß er einen Fetzen los und warf ihn in den weiten Mund, um zu kosten, ob das Fleisch bald gar sey, und gleich hatte er ihn verschlungen, wie ein gieriger Wolf. Es dauerte nicht lange, so nahm er den Ochsen vom Feuer, legte ihn auf einen runden eisernen Tisch und hieb mit einer Axt so viele Stücke herunter, als Männer in der Höhle waren. Jedes Stück legte er besonders und ein Felsblock stand daneben zum Sitz. Hierauf zündete er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0030-7

sich ein brennendes Kienscheit an und gieng in einen andern Theil der Höhle, dort steckte er das Scheit in die Wand und goß das Getränk aus großen Fäßern in eiserne Krüge.

Siegfried sah dem allem wohl zu und dachte bey sich: die Gastfreundlichkeit dieser Männer scheint mir klein zu seyn, um so größer aber ihr Hunger, denn sie haben entsetzlich weite Mäuler, für mich ist es immer das Sicherste, ich nehme mir mein Stück zum voraus und dann mögen sie es unter sich ausmachen. Damit langte er mit dem Speer hinab auf die Tafel und spießte sich das Stück, was ihm zunächst lag.

Dieweil der Schwarze sich bey den Fäßern gütlich that, hatte Siegfried mit seinen Hunden den Braten längst verzehrt, ehe jener zurückkehrte. Wie nun Alles bereit war, nahm der Schmied einen Hammer zur Hand und schlug dreimal damit auf einen Schild und sogleich rannten alle Schmiede herzu, jeder auf seinen Felsblock und hatte sein Stück zwischen den Zähnen. Da schrie einer von ihnen: „Sprich Eckhart! alter Vielfraß! wo hast du denn mein Fleisch?“ Eckhart sah sich rechts und links um, und da er es nirgends gewahrte, sprach er brummend: „Wenn ihr das Fleisch mir wegstiehlt, während ich den Trunk zurecht mache, so könnt ihr selbst zusehen, wo es hingekommen ist.“ „Das wirst du,“ erwiederte der Hungrige zornig, „wohl am besten wissen, wo es hingekommen ist und es wäre nicht das erste Mal, daß du das Fleisch dir zugetheilt, uns aber die Knochen vorgesetzt hast und wenn du nicht mehr weißt, wo es ist, so will ich mit meinem Hammer so lange auf deinen alten Diebsschädel loshämmern, bis es dir wieder einfällt;“ damit sprang er auf Eckhart los, ein anderer aber hielt ihn zurück und es erhob sich unter den Schmieden ein gewaltiger Zank. Ein Theil schrie, Eckhart habe den Braten gestohlen, die Andern aber meinten, es müße sich einer vom Amboß weggeschlichen haben, dieweil Eckhart hoch und theuer schwur, er habe nichts davon angerührt. Sie wurden immer grimmiger und wollten eben anfangen auf einander loszuhämmern, als Siegfried ihnen zurief einzuhalten. Der Lärm war aber so groß, daß sie auf seine Stimme so wenig merkten, als auf den Mond, der still in ihr Toben hineinschien.

Da setzte Siegfried, der junge Held, sein Horn an den Mund und stieß hinein mit aller Macht und es gab so lauten Schall, daß die ganze Höhle davon erdröhnte und die Schilde an den Wänden klirrend zusammenfuhren. Alle waren still, wie vom Blitz gerührt, Siegfried aber sprach zu ihnen: „Hört ihr ungefügen Gesellen, ich will euch nur sagen, daß ihr euch ganz thöricht da herumzankt, denn den Braten habe ich gegessen und es ist nun meine Bitte, daß ihr mich beherbergen wollt, wie es einem Gaste geziemt.“

Ueber eine so kühne Rede waren die Schmiede noch mehr, als über den Schall des Hornes erstaunt, bald aber wurden sie über die Maßen grimmig und jeder warf gegen Siegfried hinauf, was ihm zur Hand lag. Der aber riß hurtig einen Felsblock aus der Mauer und schleuderte ihn auf die eiserne Tafel, daß sie mitten entzwey sprang, sprechend: „Hebe keiner mehr eine Hand auf oder ihr müßt alle sterben, ist euer Schädel nicht härter

als Eisen. Der Meister gebot jetzt den Gesellen vom Streite abzulassen, dieweil er meinte es stünde da oben ein mächtiger Riese, der im Zorn ihm die ganze Höhle über den Kopf werfen möchte. Darum befahl er einem von den Schmieden den Fremden einzulassen.

Der Gesell nahm einen Hammer, schob den Felsen vor dem Eingang hinweg und rief, da er Siegfried sah: „Ich meinte einen Riesen zu sehen und finde da einen Zwerg, bist du der Frosch, der so laut gequackt hat? Was ist denn dein Gewerb und dein Name und wo kömmst du her?“ Siegfried erwiederte ihm stolz: „Nun hast du mir drey Fragen auf einmal gethan, die vierte aber hast du vergessen, ob es mir gefällt, dir auf eine zu antworten. Wenn dich aber ein Besserer, als du bist darüber fragt, dann sage ihm, daß es mein Gewerb ist ein scharfes Schwert zu führen, das übermüthige Gesellen, wie du mir einer zu seyn scheinst, zum schweigen bringen kann; einen Namen aber habe ich nicht und bin ausgezogen mir einen zu gewinnen; zu meines Vaters Haus jedoch, wenn du das wissen willst, können die wilden Thiere dich weisen, die ich an den Bäumen aufgehangen habe.“

„Eia, du stößt ja wieder gewaltig in dein Horn, entgegnete der Schmied, da möchte ich doch versuchen, ob dein Schwert besser ist, als mein Hammer. Dies sprechend, schwang der Schwarze seinen Hammer und schlug von oben herunter auf Siegfried und Siegfried schlug von unten herauf gegen den Hammer, und sein Schwert zerschnitt den Schaft, daß der Kopf des Hammers zur Erde flog. Der Geselle rannte nun eilig in die Höhle und Siegfried ihm nach mit den Hunden. Da stürzte Eckhart ergrimmt dem unverzagten Helden entgegen und schlug mit einer Zange ihm nach dem Gesichte, ehe er aber den Streich gethan, faßte Siegfried mit der Linken ihn bey dem struppigen Haare und warf ihn in einem Rucke nieder. Jetzt stürzten Alle herbey über Siegfried, um dem Eckhart zu helfen, der Held aber ließ die Haare nicht los und rannte mit ihm durch die Höhle hin und her, die Gesellen hintendrein. Das Schwert aber, das er mit der Rechten blitzend im Kreise schwang, ließ sie nicht herankommen und seine Hunde sprangen ihnen bellend an die Kehle und rißen sie nieder. Der ganze Berg erbebte von dem Schalle und es war, als halte das wilde Heer in der Höhle einen Hochzeitstanz, bis endlich der Meister seinen Gesellen Ruhe gebot und sich dann zornig an Siegfried wandte: „Höre, du bist ein schlimmer Gast, zuerst bestiehlst du unser Mahl und dann ziehst du dein Schwert gegen einen meiner Gesellen.“ Stolz erwiederte ihm Siegfried: „Wahrlich das gereicht euch zur geringen Ehre, daß ihr bey einem Gaste so viel Lärm um ein Ochsenbein macht, ihr dürft mich ins Feuer werfen und zu Asche verbrennen, wenn ich euch nicht Morgen in der Frühe einen ganzen Auerochsen dafür bringe. Wenn du mich aber das Waffenschmieden lehren willst, dann will ich dir ordentlich dienen und an Wild soll es eurem Bratspieß auch nicht fehlen.“ Das schien dem Meister besser zugefallen, er hieß ihn willkommen und sie setzten sich zusammen und waren guter Dinge, als wenn nichts geschehen wäre.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0032-9

Fünfte Aventüre.

Mimer erzählt die Abentheuer Wieland's, des besten aller Waffenschmiede.

Siegfried saß guten Muthes bey den Gesellen, schaute sie trutzig an und hatte für jede Frage eine Antwort, als ob er unter ihnen in der rußigen Höhle aufgewachsen wäre. Mimer glaubte an ihm einen guten Gesellen gewonnen zu haben und sagte ihm, wenn er bey ihm gut thun werde, dann wolle er ihn zu einem so geschickten Schmieden machen, wie Wieland, der beste aller Waffenschmiede. Siegfried fragte ihn, wer denn dieser Wieland sey und was er alles geschmiedet habe. Mimer entgegnete ihm mißmuthig: „Du scheinst mir auch noch nicht lange aus deinem Nest gekrochen zu seyn, daß du von Wieland nichts weißt, von dem hat ja jeder gehört, der nur wenig gehört hat. Es ist aber das eine lange und wunderbare Geschichte und dazu ist heute keine Zeit mehr; denn Wieland hat so manches künstliche Geschmeide geschmiedet, daß ein anderer es kaum zu sagen vermag.

Siegfried bat ihn noch einmal mit großem Ernste und versprach ihm den fettesten Auerochsen zu bringen, der weit und breit in den Wäldern herumlaufe. „Nun wohlan denn," erwiederte Mimer, „wenn du aber nicht Wort hältst, dann schmiede ich dich mit eigener Hand an den höchsten Felsen an und du sollst nicht eher davon loskommen, bis dich die Adler und Geier in Stücken davon tragen. Siegfried lachte über diese Drohung und Mimer fieng darauf also zu erzählen an:

Wieland, der berühmteste aller Waffenschmiede, stammte aus Seeland, sein Vater hieß Wade und der war aus dem Geschlechte der Riesen. Nun wurde demselben einst gesagt, wie zwey Zwerge in einem hohlen Berge wohnten, die verstünden alles, was das Herz sich nur wünschen könnte, aus Eisen und Gold und Silber gar künstlich zu schmieden und das besser, wie irgend ein anderer.

Also nahm Wade, der alte Riese, seinen Sohn Wieland und gieng mit ihm von dannen, die Zwerglein in dem Berge zu suchen. Auf dem Wege kamen sie an einen Sund, und es war da weit und breit kein Schiff und kein Fährmann zu sehen, so lange sie auch warteten. Da gieng dem alten Wade die Geduld aus, er setzte den jungen Wieland auf seine Achsel und trug ihn hinüber. Der Sund war neun Ellen tief und doch netzte das Wasser kaum den Saum seines Gürtels.

So kamen sie glücklich zu den klugen Zwergen, der Alte gab ihnen seinen Sohn

in die Lehre und sie wurden unter einander eins, daß er ihnen für zwölf Monate eine Marke Goldes geben sollte. Beym Scheiden sagte er zu seinem Sohne, daß er ja fleißig aufmerken möge und zog dann wieder heim. Nach Ablauf der zwölf Monate aber kam er wieder und da hatte Wieland den Zwergen so gut gedient und war in Allem so geschickt geworden, daß sie ihn nicht wollten ziehen lassen. Sie baten den Riesen, er möge den Knaben noch zwölf andere Monate da lassen, dann wollten sie ihm seine Marke Goldes zurückgeben und den Wieland noch einmal so viel Künste lehren. Dem Wade dünkte das ein guter Handel und er schlug ein. Hinterher aber gereute es die wankelmüthigen Zwerge, daß sie seinen Dienst so theuer erkauft hätten und sie verlangten darum, wenn Wade nicht an dem bestimmten Tage zurückkehrte, daß es ihnen dann freistände, dem Wieland den Kopf herunter zu schlagen. Auch hiermit war Wade zufrieden. Beym Abschied aber hieß er seinen Sohn eine Strecke Weges ihn begleiten. Wie sie nun vor den Berg kamen, stieß Wade sein Schwert in einen Sumpf unter Reisigt und sprach: „Wenn ich nun nicht an dem bestimmten Tage komme und die Zwerge dir ans Leben wollen, dann nimm dieses Schwert, und wehre dich wie ein Mann; denn das ist besser, als daß du von zwey so kleinen Wichten elendiglich ermordet wirst. Doch kann ich nicht anders denken, als daß ich an dem bestimmten Tage komme.“ Damit schieden Vater und Sohn von einander und sahen sich nie wieder.

Wieland lernte alle noch übrigen Künste der Zwerge; sie waren darüber sehr mißgünstig, trösteten sich aber damit, daß ihm diese Geschicklichkeit von keinem großen Nutzen seyn sollte, weil ihnen sein Haupt zum Pfande stand.

Als die zwölf Monate nun bald um waren, da wollte der alte Riese lieber früher als später nach seinem Sohne gehen; denn der Weg war lang und er fürchtete sich die bestimmte Zeit zu versäumen. Also machte er sich auf und gieng Tag und Nacht großen und schnellen Schrittes in einem fort, bis er zu dem hohlen Berge kam; und das geschah noch drey Tage früher, als verabredet war. Er fand aber den Berg verschlossen und legte sich nieder, um abzuwarten, bis er aufgethan würde. Dieweil er aber den weiten Weg ohne auszuruhen mehr gerannt als gegangen war, so fühlte er sich über die Maßen müde, setzte sich auf einen Fels und versank sogleich in einen tiefen Schlaf. Während er so auf dem harten Felsen lag und schnarchte, daß die Aeste der Bäume zitterten, wurde der Himmel immer finsterer, ein starker Wolkenbruch stürzte herab, ein Erdbeben erschütterte den ganzen Berg, und es löste sich eine Klippe los, die mit dem Wasserstrom und Steinen und Bäumen und Felsen den Schlafenden verschüttete. Und Wade, der alte Riese, ist nimmer erwacht und liegt bis auf den heutigen Tag unter dem Berge begraben. Wiewohl einige sagen, daß er noch nicht todt sey, man höre ihn zu Zeiten ganz deutlich athmen und es zittere der ganze Berg, wenn er sich umdrehe.

Die Zwerge schlossen an dem bestimmten Tage den Berg auf und Wieland gieng

hinaus noch seinem Vater zu sehen. Er fand ihn aber nirgends und da er an die Klippe kam und den Einsturz gewahrte, vermuthete er, was geschehen war. Sogleich nahm er das Schwert aus dem Sumpfe, kehrte in den Berg zurück und erschlug die beyden Zwerge. Dann lud er alles Schmiedezeug und was er von Gold und Silber finden konnte auf ein Roß und zog damit gen Norden nach Dänemark.

Nach dreien Tagen kam er an die Weser, lange wußte er nicht, wie er über den tiefen Strom hinüber sollte, zuletzt fällte er einen hohen Baum, höhlte ihn aus und legte oben darauf sein Werkzeug sammt dem Gold und dem Silber, unten legte er seine Speisen hin und machte sich dann Fenstern aus Thierhäuten und Baumrinden, die so dicht waren, daß kein Wasser hindurch konnte. Und nun schlüpfte er selbst mitten hinein und bewegte sich drinnen so lange, bis der Baum das glatte Ufer hinab in den Strom rollte.

Achtzehn Tag trieb er in dem Stamme stromabwärts der See zu, ehe er landete und das geschah gerade zu derselben Zeit, als des König Nidungs Leute mit Netzen in die See ruderten, um Fische für des Königs Tisch zu fangen. Wie diese nun ihre Netze einzogen, da waren sie so schwer, daß sie dieselben nur mit genauer Noth bewegen konnten und sie meinten schon, sie hätten einen rechten Fisch gefangen. Als sie aber den künstlich geschnittenen Baum sahen, liefen sie eilig zum König, ihm die Sache zu berichten.

Der König kam selbst und gebot den Baum von einander zu schlagen, damit man sähe, was darinnen wäre. Sogleich machten sie sich mit Aexten an die Arbeit. Wieland aber, der in dem Baume ihnen zuhorchte, fürchtete sich nicht wenig, sie möchten ihn treffen; er rief ihnen also zu, inne zu halten und sagte, daß ein Mensch drinnen wäre. Wie die Leute so den Baum mit menschlicher Stimme sprechen hörten, da meinten sie der böse Feind selbst säße in dem Holz und liefen alle von dannen, so schnell sie konnten.

Jetzt öffnete Wieland selbst den Baum, gieng zum König hin und begehrte von ihm Sicherheit seines Lebens und bot ihm auch seine Dienste an. Der König sah wohl, daß er ein Fremdling wäre, und ein recht ansehnlicher Mann und kein armer Wicht oder Landstreicher. Darum gewährte er ihm seine Bitte, obschon ihm die Art, wie er angeschwommen war und gleich einem Fische in dem Netz gefangen worden, sehr wunderlich und ungewöhnlich vorkam. Wieland lief gleich wieder zu dem Baum und vergrub ihn mit sammt dem Werkzeug und all dem Gut, das darinnen war. Es sah ihm bey dieser Arbeit jedoch von ohngefähr einer von des Königs Leuten, der Reigin hieß, zu.

Wieland diente hierauf ein Jahr lang dem König ganz wohl; sein Amt war, daß er die Aufsicht über drey Messer hatte, die vor dem König auf dem Tische lagen. Da gieng er eines Tages an die See, und während er die drey Messer wusch, fiel ihm das beste hinein und war verloren. Darüber wurde er sehr bestürzt, weil er ein so geringes Amt nicht einmal wohl versehen. Er gieng eilig zu Amilias, dem Schmied des König, fand ihn aber nicht, denn er war eben mit seinen Gesellen zum Imbiß gegangen und die Schmiede

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0035-6

stand leer. Da setzte sich Wieland selbst an die Eße und schmiedete, ohne daß es jemand gewahr wurde, ein Messer ganz wie das verlorne. Er stellte sich hierauf vor des Königs Tisch, wie sonst, und that, als ob nichts geschehen wäre.

Es währte nicht lange, so nahm der König das neue Messer und wollte damit ein Brod, das auf dem Tische lag durchschneiden, da gieng das Messer durch das Brod und schnitt noch ein Stück von dem Tisch herunter, wo das Brod lag. Der König fragte verwundert: Wer doch das Messer gemacht hätte. Wieland antwortete: „Wer anders, als Amilias euer Schmied, der all eure Messer gemacht hat und und alles andere, was ihr schmieden lasset.“ Amilias stand auch dabey und sagte desgleichen. Der König aber sprach: Amilias könne eine so gute Klinge nicht schmieden und er drohte Wieland mit seinem Zorne, wenn er ihm nicht die Wahrheit gestünde. Nun bekannte er ihm Alles, wie sich die Sache verhalten und der König erwiederte, wie er das wohl gedacht hätte, daß Amilias dergleichen nicht zu Wege bringen könnte. Das bedünkte nun dem Amilias ein großer Schimpf und er fuhr zornig auf und sprach: Daß er sich wohl noch getraue mit dem Fremdling, dem angeschwommenen Fische, um die Wette zu schmieden, jeder sollte dann sehen, wer von ihnen beyden das Handwerk am besten verstünde. Der König befahl beyden also zu thun und sie wurden untereinander einig, daß Amilias einen Helm sammt Panzer und Panzerhosen schmieden sollte, Wieland aber ein Schwert und wessen Arbeit die bessere sey, der sollte Gewalt haben, dem andern das Haupt herunter zu schlagen. Zu dieser Arbeit sollte jeder zwölf Monate Zeit haben. Zwey der ersten Dienstmänner des Königs verbürgten sich für Amilias, weil seine Kunst wohl bekannt war und die Meisten dachten, es könne ihm nicht fehlen; für den Fremdling Wieland wollte Niemand gut stehen, bis sich endlich der König selbst für ihn verbürgte.

Noch am selbigen Tage gieng Amilias zu seiner Schmiede mit allen seinen Gesellen und fieng da an zu schmieden und fuhr so fort einen Tag nach dem andern, bis alle zwölf Monate um waren. Wieland dagegen diente jeden Tag an des Königs Tisch und that, als wenn er nicht das Geringste davon gehört hätte. So vergieng ein halbes Jahr, da fragte ihn eines Tages der König, wie er denn seine Wette zu lösen gedenke. Wieland erwiederte, wenn er es befehle, dann sey er ganz bereit dazu und gieng nun hin, wo er seinen Baum vergraben hatte. Aber dieser war aufgebrochen und all sein Werkzeug sammt dem Gold und Silber herausgenommen.

Wie er nun hierüber sehr mißmuthig war und voll Verdruß ins Wasser schaute, da erinnerte er sich des Mannes, der ihm beym Vergraben zugesehen hatte. Seinen Namen aber kannte er nicht. Auf der Stelle gieng er zum König, erzählte ihm die ganze Geschichte und fügte hinzu, daß er sich wohl getraue, den Mann zu erkennen, wenn er ihn wiedersähe. Der König sagte, dafür wolle er Rath schaffen und ließ eine Versammlung berufen, dazu entbot er alle Männer seines Reiches. Sie kamen Alle und keiner wußte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0036-1

was es zu bedeuten habe. Wieland aber stand an dem Eingang und sah jedem ins Gesicht, wie er hereintrat.

Als der König die Versammlung wieder entlassen hatte, gieng Wieland zu ihm und sagte, daß er unter Allen den Mann nicht gesehen und auch keinen ihm ähnlichen. Ueber diese Rede wurde König Nidung sehr zornig und sagte: Wieland wäre nicht so klug, als er gedacht hätte, sondern ein frecher Thor und auch er wäre ein Thor gewesen, daß er sich für ihn verbürgt und die Versammlung umsonst berufen, denn der Mann hätte doch darunter seyn müßen. So mußte nun Wieland sein Werkzeug und sein Gut entbehren und hatte noch obendrein den Zorn des Königs, das machte ihn noch mißmuthiger.

In dieser Noth gieng er heimlich hin und schmiedete das Bild eines Mannes. Er machte ihm Haare auf das Haupt, malte es an und bekleidete es ganz so, als wenn ein Mann da stünde. Denn auch diese Kunst hatten ihn die Zwerge gelehrt. Das Bild setzte er eines Abends in eine Ecke, wo der König vorbey mußte, wenn er aus dem Saale in seine Kammer gieng. Als es nun Schlafens Zeit war und der König von allen seinen Männern gefolgt daran vorüber schritt, rief er erstaunt: „Heil dir und Willkomm Reigin! was stehst du so einsam hier außen? Wie ist dir meine Botschaft nach Schweden gelungen?“ Der Mann aber schwieg und antwortete kein Wort. Der König wollte von neuem fragen, da sagte Wieland, der ihm die Fackel vortrug, „Ja Herr, dieser Mann ist gar hoffärtig, er wird euch nimmer antworten, denn ich habe ihn gemacht und er ist es, der mir mein Schmiedezeug gestohlen hat.“ Der König lachte über das Bild und sagte: „Der hat freilich nicht in der Versammlung seyn können,“ und als Reigin nicht lange darnach von seiner Botschaft heimkehrte, da gab er auf Befehl des Königs Alles wieder heraus, sprechend, er habe es nur so aus Scherz genommen.

Wieland aber stand nach wie vor jeden Tag am Tische hinter dem König und diente ihm und that, als wenn er weiter gar nichts zu bedenken hätte und so vergiengen abermals vier Monate. Da ermahnte ihn der König von neuem, bis er zu seiner Schmiede gieng und seine Arbeit anfieng. Dreymal schmiedete er ein Schwert und jedesmal, wenn er es vor den König brachte, bedünkte es diesen, als sey es das beste Schwert, das er je gesehen. Wieland aber erwiederte immer, es sey noch nicht gut, gieng wieder zu seiner Schmiede, zerfeilte es und machte ein neues daraus, das noch viel besser war, als das frühere. Als er zum dritten Mal kam, blitzte das Schwert hell, wie ein Edelstein, war mit Gold ausgelegt und hatte einen schönen Griff. Er gieng mit dem König an den Strom, warf eine Flocke Wolle, die drey Fuß dick war, in den Fluß und hielt das Schwert ruhig gegen den Strom unter das Wasser. Wie die Wolle nun gegen die Schwertesecke trieb, da zerschnitt das Schwert dieselbe ebenso leicht, wie das Wasser selbst. König Nidung sagte ganz erfreut, er wolle künftig in allen seinen Kämpfen kein ander Schwert, als eben dieses führen, denn auf der ganzen Erde könne kein besseres gefunden werden. Wieland

erwiederte darauf, wie er es keinem andern lieber gönne, als dem König Nidung, nur müße er noch zuvor die Scheide und das Gehäng machen. Das ließ sich der König gefallen und Wieland gieng in die Schmiede und machte ein anderes Schwert, ganz so wie das vorige und Niemand konnte sie von einander unterscheiden. Das gute versteckte er unter seine Schmiedebälge sprechend: „Lieg da mein gutes Schwert Mimmung, wer weiß, ob ich deiner nicht in kurzer Frist bedarf.

Von dem an stand er wieder Tag für Tag vor des Königs Tisch, bis endlich der anberaumte Tag erschien. Amilias nahm schon am frühen Morgen seinen Helm und Panzer und Panzerhosen, zog sie an und stolzirte damit durch die Straßen und über den Markt vor allem Volke auf und ab. Die Rüstung war überaus stark und schön gearbeitet, so daß Alle, die ihn sahen, sprachen, sie hätten nie desgleichen gesehen. Auch am Tische des Königs wurde er laut darum bewundert, also daß er schon bey sich gedachte, wie ihm die Wette nicht entgehen könne.

Nachdem die Tische aufgehoben waren, gieng der König mit allen Gästen heraus auf einen Wiesenplan und Amilias setzte sich da mitten in einen gedrängten Kreis von Zuschauern ganz breit auf einen Stuhl von Stein.

Jetzt erst gieng Wieland zu seiner Schmiede, nahm das gute Schwert Mimmung hervor und trat damit hinter den Stuhl, auf dem Amilias, der Schmied des König Nidung saß. Er legte die Schärfe des Schwertes auf den harten Helm und fragte ihn, ob er etwas spüre. Amilias erwiederte, daß er auch nicht das Geringste spüre, er solle nur mit aller Macht zuhauen; denn es thue Noth, wenn er seinen harten Helm versehren wolle. Da drückte Wieland auf das Schwert und es schnitt so gewaltig, daß es in einem Ritsch durch Helm und Haupt und Panzer und Bauch hinabglitt, bis auf den Gürtel. Nun fragte er den Amilias wieder, ob er noch nichts spüre, dieser antwortete, es wäre ihm so, als ob ihm kaltes Wasser über den Leib gegoßen würde. „So stehe auf und schüttele dich, dann wirst du erfahren, was mit dir ist.“ Wie sich nun Amilias schüttelte, da fiel er in zwey Stücken nach beyden Seiten von dem Stuhl und ist niemals mehr aufgestanden; denn es war kein Schmied so geschickt, der die Stücke wieder hätte zusammenschmieden können.

Nach dieser Probe verlangte der König das Schwert von Wieland, der war aber schlau und antwortete: er wolle es erst abtrocknen und die Scheide dazu aus der Schmiede holen. Er gieng hin und brachte dem König das falsche Schwert, den Mimmung aber versteckte er wieder unter die Blasbälge.

Nach dieser Zeit blieb Wieland noch lange bey dem König. Er schmiedete ihm allerlei Kostbarkeiten von Gold und Silber und anderen Erzen, so daß der Ruf seiner Kunst sich nahe und fern verbreitete. Das währte so lange, bis ein fremdes Heer in das Land König Nidungs einfiel und der König mit seinen Männern zu Felde zog. Auch Wieland gürtete sich seinen guten Mimmung um und zog mit. Und da geschah es einmal, daß der König

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0038-3

Voll Dunkel auf dem Steine der Thor nicht merkend sitzt
Wie ihm der Schmied der seine mit scharfen Schwerte schlitzt.

in diesem Kampfe in großer Noth war. Keiner wagte ihm zu helfen und er versprach zuletzt, dem, der ihm beystünde, seine Tochter. Da war es wieder Wieland, der geschickte Schmied, der ihm den Dienst leistete und ihm den Sieg verschaffte. Als der König aber sein Versprechen halten sollte, wollte er nichts davon wissen und jagte seinen Erretter mit Schimpf und Schande, wie einen Hund, von seinem Hofe.

Da entbrannte Wieland in großem Zorn wider den König und kam nach einiger Zeit verkleidet und unbekannt an den Hof zurück. Er gieng in die Küche, gab sich für einen Koch aus und half daselbst mit den andern Köchen Speisen bereiten. Als nun die Schüsseln vor den König und seine Tochter kamen, nahm sie ein Messer um ein Gericht, das vor ihr stand zu zerlegen. Das Messer aber hatte die Eigenschaft, daß sein Heft sogleich erklang, wenn eine Speise vergiftet war, und das geschah auch hier. Obwohl sie nun überall nach dem Thäter suchten, so konnten sie ihn doch nicht finden. Wieland lachte bey sich, daß ihn Niemand erkannte, schlich sich heimlich an den Tisch, nahm das Messer und legte dafür ein anderes ganz gleiches hin. Dann bereitete er eine neue Speise und goß darüber einen so giftigen Zaubertrank, daß, wenn die Jungfrau davon gegessen hätte, sie nicht anders glaubte leben zu können, als wenn sie Wieland zum Manne hätte. Die Königstochter aber hatte Verdacht geschöpft und hielt ihr Messer an das Gericht, doch es wollte keinen Klang geben. Weil sie immer noch nicht traute, so ließ sie ein anderes Stück vergifteten Fleisches bringen und als auch hierbey ihr Messer nicht klingen wollte, sah sie deutlich, daß ein Betrug im Spiele war.

Der König wurde darüber zornig und sagte: dieses Messer kann Niemand anders als Wieland so künstlich nachgemacht haben, und nun ließ er sogleich unter allen seinen Leuten nachsuchen. Da fanden sie ihn und brachten ihn vor den König und der ließ ihm zur Strafe an beyden Füßen die Sehnen durchschneiden, so daß er nun nicht mehr von hinnen konnte. Er saß von da an immer in seiner Schmiede und schmiedete vielerley Kunstwerke für den König, in seinem Herzen aber sann und schmiedete er Tag und Nacht an seiner Rache.

In dieser Zeit sandte er auch nach seinem Bruder Eigil, der, wie kein anderer mit dem Bogen zu schießen verstand und dadurch großen Ruhm gewann. Eigil kam und wurde wegen seiner Kunst wohl aufgenommen von dem König. Eines Tages aber wollte dieser sehen, ob Eigil so gut schießen könnte, wie von ihm gesagt wurde. Er ließ also Eigils dreyjährigen Sohn nehmen und diesem einen Apfel auf den Kopf legen, dann gebot er dem Eigil den Apfel herunter zu schießen. Obschon der König ihm nur einen Schuß gestattete, so nahm er doch drey Pfeile aus dem Köcher. Einen legte er dann auf die Sehne und schoß mitten durch den Apfel, daß er in zwey Hälften herunter fiel. Der König lobte den Schuß, fragte ihn aber, warum er doch drey Pfeile genommen hätte für einen Schuß. Eigil erwiederte ihm unverzagt: „Herr ich will euch damit nicht belügen, hätte ich den

Knaben nicht mit dem einen getroffen, so waren euch die beyden andern zugedacht." Der König nahm diese Rede gut auf und alle andern bedünkte es, daß Eigil sehr kühn gesprochen hätte.

Wieland saß unterdeßen immer in seiner Schmiede, hämmerte darauf los und bey jedem Hammerschlage stieß er einen Fluch gegen den König aus, bis eines Tages die zwey jüngsten Söhne König Nidungs mit ihrem Bogen zu ihm in die Schmiede kamen, ihn bittend, ihnen Pfeile zu schmieden. Wieland sprach: er hätte keine Zeit und ließ sich lange von ihnen bitten, zuletzt sagte er, er wolle es thun, wenn sie ihm zuvor eine geringe Bitte gewährten; sie sollten nämlich, wenn frischer Schnee gefallen wäre rückwärts in seine Schmiede kommen, dann wolle er ihnen einen Spaß machen. Die Knaben versprachen das und kaum war der erste Schnee gefallen, so kamen sie auch schon herbeygesprungen. Wieland aber nahm sie, stieß ihnen ein Messer ins Herz und verbarg sie unter seinen Schmiedebälgen in einer tiefen Grube. Noch denselben Morgen wurden sie vermißt, der König meinte, sie wären in den Wald gegangen um Thiere und Vögel zu schießen oder an den Strand um zu fischen. Als man aber zu Tische gehen sollte und sie immer nicht kamen, wurden Leute ausgeschickt und sie überall gesucht. Diese kamen auch zu Wieland und fragten ihn, ob sie nicht bey ihm gewesen wären; Wieland gab zur Antwort: sie wären wohl bey ihm gewesen, aber schon lange wieder weg gegangen auf dem Wege nach dem Königssaale. Die Boten sahen hierauf die Fußstapfen im Schnee, die heimwärts giengen und so hatte Niemand Verdacht auf Wieland und die Leute glaubten, die Knaben wären entweder von wilden Thieren zerrißen worden oder in der See verunglückt. Nachdem die Sache vergessen war, zog Wieland die Knaben aus der Grube hervor, schabte das Fleisch von den Gebeinen herunter, nahm dann ihre Schädel, faßte sie in Gold und Silber und machte daraus zwey große Trinkschaalen, aus ihren Schulterblättern und Hüftbeinen machte er Oelschaalen, aus anderen Knochen Messerhefte und Pfeifen und so aus jedem etwas Besonderes. Der König freute sich sehr über die kostbaren Kleinodien und ließ sie nur dann auf seinen Tisch aufsetzen, wenn er vornehme Männer zu Gaste hatte.

Wieland lachte über die Freude des Königs und dachte nun, daß er hinlänglich gerochen sey und sann darauf, wie er wieder heimkehren könnte, er bat deshalb seinen Bruder Eigil, daß er ihm allerlei Federn bringen möchte. Der gieng sogleich in den Wald und schoß alle Vögel herunter, die er traf, große und kleine. Aus diesen Federn machte sich Wieland ein Flügelkleid, es sah ganz so aus, wie der abstreifte Balg eines großen Adlers. Nun hieß er den Eigil das Kleid anziehen und es versuchen. „Fliege hoch und tief," sagte er zu ihm, „wie du willst, nur laße dich ja vor dem Winde nieder." Eigil that, wie sein Bruder sagte und flog auf hoch in die Luft, wie der schnellste Vogel. Als er sich aber niederlassen wollte, fiel er köpflings herunter, daß ihm hören und sehen verging. Wieland fragte ihn, ob an dem Federhemde noch etwas fehle, daß er so schnell

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0042-4

Oedr. in Lach's Kunst Anstalt.

Der seine Treu gebrochen der König jammernd sieht,
Wie grausenvoll gerochen der list'ge Schmied entflieht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0043-0
DFG

herabgekommen sey. „Wenn es so gut zum herablassen wäre," erwiederte Eigil, wie zum aufsliegen, dann hättest du es jetzt zum letztenmale gesehen und ich säße in einem anderen Lande." Wieland zog nun lachend das Federhemd selbst an und sprach: „Daß du mir es nicht wieder bringen würdest, das wußte ich wohl und darum sagte ich dir: du solltest dich vor dem Winde herablassen, da sich doch alle Vögel gegen den Wind herablassen." Er sagte hierauf noch, daß er nun heimfliegen werde, zuvor aber wolle er von dem König Abschied nehmen und wenn dieser ihm befehlen würde, nach ihm zu schießen, dann möge er ihm, wenn er anders sein Bruder sey, nirgends anders, als gerade nach dem Herzen schießen.

Also nahmen die beyden Brüder Abschied von einander und Wieland schwang sich in die Luft und flog auf den höchsten Thurm, dort rief er laut, daß es alle Leute weit und breit hören konnten, der König möge einmal heraus kommen, er habe ihm etwas zu sagen.

Der König kam mit allen seinen Mannen heraus und sprach: „Bist du jetzt ein Vogel, Wieland! was willst du und wohin gedenkst du zu fliegen? mancherlei Wunder machst du aus dir." „Ja Herr," entgegnete Wieland lachend, „jetzo bin ich ein Vogel und von hinnen will ich fliegen, daß du mich nimmer, du Treuloser, in deine Gewalt bekommen sollst." Und nun begann Wieland eine so arge Schmähredе und erzählte dem König, wie er seine Rache gekühlt, daß dieser vor grimmiger Wuth fast von Sinnen kam, und als Wieland hoch auflog, ausrief: „Wohlauf, mein junger Eigil, du guter Schütze, sende ihm deine Pfeile nach, daß er nimmer lebend von hinnen kömmt." Eigil erwiederte: daß er auf seinen Bruder nicht schießen werde; da drohte ihm der König mit dem Tod, wenn er nicht auf der Stelle schösse. Eigil legte nun seinen Pfeil auf die Sehne und zielte gerade nach dem Herzen seines Bruders. Der aber hielt mit der Rechten seinen Hammer davor und wie der Pfeil darauf prallte, fieng er ihn mit der Linken auf. Eigil mußte noch einmal schießen, Wieland aber that, wie vorher und flog, in jeder Hand einen Pfeil haltend, hohnlachend davon. Der König und alle seine Leute lobten den Eigil um seiner Kunst, daß er so wohl gezielt, noch mehr aber waren sie über Wielands Behendigkeit erstaunt und sprachen, daß sie nie desgleichen gesehen. Er kam glücklich wieder heim nach Seeland in das Haus seines Vaters; was da weiter aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, spät aber ist es jetzt und Zeit, daß wir uns niederlegen.

Damit hatte Mimers Erzählung ein Ende und er fragte nun den Siegfried, wie ihm die Geschichte gefallen und ob er auch ein so trefflicher Schmiede werden wolle, wie Wieland. Siegfried antwortete: „Am besten hat mir das Schwert Mimmung gefallen; denn des Federkleides habe ich nicht Noth, da ich Niemand zu entfliehen gedenke. Mir dünkt aber, daß Wieland mit seiner großen Kunst wenig Ehre gewonnen. Seine Meister, die klugen Zwerglein hat er treulos zum Lohne erschlagen und dafür ist König Nidung auch

an ihm wortlos geworden, dann hat er sich hinterlistig und grausam an den armen Königskindern gerochen und zuletzt ist er hohnlachend davon geflogen, nicht wie es einem Helden geziemt. Wäre er aber meinem Schwert begegnet, ich hätte ihm nicht so stille gesessen, wie Amilias, König Nidungs thörichter Schmied. Wenig sollte ihn auch sein Hammer vor meinen Pfeilen geschützt haben. Wenn du mich aber lehrst ein Schwert schmieden, wie der gute Mimmung, dann soll dir keiner ein Haar krümmen und du magst alle Edelsteine und Kronen der Welt hier an den Bäumen vor deiner Schmiede aufhangen Tag und Nacht und kein Mensch auf der Erde soll so kühn seyn, daß er die Hand danach ausstreckte." „Das wollen wir Morgen sehen, war Mimers Antwort, ob du den Hammer so gut zu führen verstehst, wie deine Rede, heute aber mußt du ruhen, denn es ist Mitternacht, in der Frühe wollen wir dann frisch ans Werk gehen. Alle legten sich nach einer kleinen Weile nieder auf ihre Thierfelle, Siegfried in seinen Schild, zwischen seine beiden Hunde, die er an seine Speerstange band und er schlief so fest und ruhig, als ob er daheim in der Burg seines Vaters läge.

Sechste Aventüre.

Wie Siegfried den Schmieden einen Auerochsen bringt.

Früh am anderen Morgen, als der erste Strahl der Sonne seinen hellen Schein auf die rußigen Gesichter der schlafenden Schmiede warf, sprang Siegfried von seinem Schilde auf und rannte mit seinen Hunden hinaus in den Wald zu jagen. Er durchsuchte Berg und Thal so lange, bis er auf die frische Fährte eines Auerochsen kam, seine Hunde liefen ihr eilig nach und schlugen immer lauter an, je näher sie dem Thiere kamen. Siegfried eilte herbey und kam gerade, als der Auerochs gesenkten Hauptes mit seinen Hörnern gegen den einen der Hunde einrannte, während der andere sich ihm an die Ohren festbiß. Das wüthende Thier aber hob den einen mit den Hörnern auf und warf ihn weit hinter sich in die Bäume, der andere fiel durch den Schwung des Kopfes hart auf die Erde unter seine Füße.

Jetzt gewahrte das Thier den heranschreitenden Helden, zuerst scharrte es die Erde mit den Vorderfüßen in wildem Zorne, dann maß es ihn mit stolzem Auge und rannte ergrimmt auf ihn los.

Siegfried machte ausweichend einen Sprung auf die Seite, griff ihm aber mit beyden Händen in die Hörner und bog seinen gesenkten Kopf rückwärts in die Höhe, so daß der Ochs

Gedr. in Jacob's lith. Kunst-Anstalt.

Mit wildem Stiere ringet die starke Siegfrids Hand
Hei wie ihn niederzwinget der Held aus Niederland.

brüllend sich bäumte und aufrecht fest stehen mußte, als wäre das Leben aus ihm gewichen. So führte ihn Siegfried mit sich zur Schmiede hin. Als er vor die Höhle kam, rief er laut: „Wacht auf! wacht auf! und nehmt, was ich euch gestern versprochen habe! so sprechend, stieß er den Auerochsen in die Höhle hinein, schob hinter ihm den Stein vor und stieg dann hinauf zu der Oeffnung, dem Spiele zu zusehen.

Die Gesellen sprangen in großer Bestürzung über das grimmige Thier von ihrem Lager auf; jeder rannte hin, wo es ihn an sichersten dünkte; Einige sprangen in die Höhe und hielten sich an den Schilden und den Nägeln in der Wand fest, andere stellten sich hinter einen Amboß; Einer sprang oben auf die Eße und ein Anderer kroch eilig unten hinein in die Asche.

Der Meister allein riß sich einen Schild von der Wand herunter und stellte sich mit einem schweren Hammer in die Mitte der Höhle dem Auerochsen gegenüber. Der stand anfangs still, betroffen über den ungewohnten Anblick, er schaute ringsherum und lief dann, während Siegfried ein fröhliches Jagdlied dazu bließ, brüllend auf den Meister los. Ehe dieser noch seinen Hammer hatte schwingen können, lag er schon rücklings auf dem Boden unter seinem Schilde. Der Auerochs rannte nun weiter auf die los, die hinter dem Amboß standen; sie liefen aber rechts und links davon und kletterten die Mauer am Eingang hinauf. Zornig schleuderte der Ochs den Amboß mit seinen Hörnern hinter sich und stand jetzt still vor der Eße; scharrte mit den Füßen, und erspähte die Gelegenheit, wie er an den, der auf der Eße stand, heran könne. Laut brüllte er vor Zorn, und hell schrie jener vor Angst und lustig bließ Siegfried dazu zum Tanze. Da trat der Meister, der sich von seinem Falle wieder aufgerafft hatte, von hinten zu dem Thiere heran und schlug ihm mit dem scharfen Ende des Hammers den Schädel ein und der Ochs stürzte lautlos todt zur Erde nieder.

Siebente Aventüre.

Wie Siegfried sich im Schmieden versucht und von dem treulosen Mimer zu dem Lindwurm gesandt wird.

Alle kamen nun herbey und Mimer, der Meister, sprach ganz mißmuthig zu Siegfried: „Nimm uns ein ander mal lieber etwas, als daß du uns etwas schenkst; denn das Zweyte war schlimmer, als das Erste.“ „Seyd nicht so böse, Meister Schmied,“ erwiederte Sieg-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0049-7

fried, „ich dachte, der Ochs könnte lieber zu Euch laufen, als daß ich ihn schleppte und es wäre euch ein Spiel ihm vor den Kopf zu schlagen. Vielleicht daß ichs durch mein Schmieden wieder gut mache und euch dabey etwas Förderliches zu Wege bringe.“ „Dann sollst du gelobt seyn,“ erwiederte der Meister, „wir wollen es gleich versuchen, ob du dazu taugst.“ Hiermit setzte er sich vor die Eße, nahm ein starkes Stück Eisen, hielt es ins Feuer und einen Hammer, den er selbst mit Mühe aufhob, gab er Siegfried in die Hand.

Als nun das Eisen sich in dem Feuer geröthet hatte, legte er es auf den Amboß und hieß Siegfried darauf schlagen. Der schlug aber auf den ersten Schlag so gewaltig, daß der Amboßstein von einander sprang und der Amboß ganz in die Erde versank, das Eisen aber sammt der Zange, die Mimer mit beyden Händen hielt, sprang in Stücke, wie faules Holz und der Schlägel des Hammers fuhr vom Heft in eine Ecke der Höhle.

Da sprach Mimer ganz erstaunt, aber noch mißmuthiger denn vorher: „Niemalen sah ich von Jemanden einen fürchterlicheren noch ungefügeren Schlag, als diesen und was auch sonst aus dir werden mag, so taugst du doch nicht zum Handwerk.“ Siegfried erwiederte: „Ist doch noch keiner mit dem ersten Schuß ein Schütze geworden, was heut nicht geräth, das geräth Morgen, drum laß dich das nicht verdrießen.“ Mimer schwieg aber zu dieser Rede ganz still; denn er dachte von nun an nur einzig darauf, wie er ihn verderben möchte, dieweil er glaubte zu wissen, Siegfried sey aus dem Geschlechte der Helden und ein junger Wolf scharfen Zahnes, der ihm und seinem Geschlechte nichts Gutes bringen möchte.

Nun hatte Mimer, der Schmied, einen Genoßen, dessen Sinn war einzig auf Gottlosigkeit und höllische Laster gerichtet, wo seine Hand hinrührte, da sproßte eine giftige Saat auf und ihr Gedeihen war seine einzige Freude. Darum hatte ihn der Fluch getroffen und er mußte einherschleichen in Gestalt eines scheuslichen Lindwurmes. Denn da er in seiner denkenden Seele das göttliche Ebenbild zerstört hatte und nur Böses sann und dachte, so sollte er auch dem Leibe nach das Bild seines Herrn und Meisters, des Teufels, tragen.

Als nun Mimer so darüber nachdachte, wie er sich des starken Helden entledigen möge, kam ihm der Gedanke: ich will ihn zu meinem Genoßen in die Lehre schicken, da wird er bald ausgelernt haben; sofort sprach er also zu Siegfried: „Höre rascher Gesell, mit dem Schmieden ist's noch nichts, wenn du ein gutes Schwert bey mir machen lernen willst, so mußt du zuerst in den Wald fahren und mit dem Kohlenbrennen anfangen.“ Damit war Siegfried wohl zufrieden und sagte, er wolle thun, was er geheißen würde; denn sein Herz argwohnte nie Böses, was ihm später sehr zum Unheile gereichen sollte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0050-8

Den Hammer hat geschwungen sein Arm mit solcher Kraft
Der Amboß ist gesprungen, der Hammer flog vom Schaft.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0051-4
DFG

Achte Aventüre.

Wie Siegfried mit dem Lindwurm kämpft und sich in seinem Blute badet.

Mimer rüstete hierauf den Siegfried zu dieser Fahrt, gab ihm Trank und Speise mit auf etliche Tage, die er außen bleiben sollte und der Held band das Alles fest unter seinen Schild. Mimer reichte ihm dann auch eine Holzart und wieß ihn zu dem Walde, dahin, wo er sein Verderben ihm zu bereiten vermeinte.

Als Siegfried zu der Stelle gekommen war, die ihm der falsche Meister beschrieben, richtete er sich ein; er trat dann vor die Bäume hin, jedem gab er aber nur einen Hieb mit der Axt in der Rechten und stieß ihn dann um mit der Linken. Nach einer Weile trug er die Bäume auf einen Haufen und machte ein großes Feuer an. Es war aber das um die Zeit, da die Sonne um Mittag am höchsten stund, also setzte er sich zu seiner Speise und aß so lange, bis alle Speise auf war und er ließ auch nicht einen Schluck von dem Trunk übrig, davon Mimer dachte, daß er ihm etliche Tage vorhalten sollte. Denn das Laufen durch die Wälder nach den Riesen und Drachen hatte seinen Hunger gar sehr vermehrt.

Nach dieser Stärkung sprach er, auf einem alten Eichbaume sitzend, so vor sich hin: „Nun möchte keiner so stark seyn, der gegen mich seine Speerspitze erhöbe, daß er nicht alsbald auf dem Boden gestreckt läge und nicht verlangte aufzustehen.“ Indem er dieses sprach, da kam dahergekrochen der große Lindwurm mit einem Rachen, der gerade weit genug war, um einen Menschen mit Fleisch und Beinen hinunter zu schlingen. Er hatte Flügel, schwarz, wie eine Fledermaus, sein Leib war von Gift ganz angeschwollen und glich einer Kröte, der lange Schweif aber war scharf, wie ein zweyschneidiges Schwert.

Als Siegfried das grimmige Ungethüm mit seinen spitzen, weißen Zähnen sah, da wurde er freudig, als käme ein langersehnter Freund und er sprach: „Nun kanns geschehen, daß ich mich versuchen mag, ganz wie ich es doch so eben mir wünschte.“ Damit sprang er zu dem Feuer, ergriff den größten Baum und lief mit dem Brande hurtig den starken Wurm an. Er rannte aber gerade wider sein rechtes Aug und stieß den brennenden Baum da hinein, daß der Wurm vor grimmem Schmerz sich rund umdrehte. Siegfried schlug ihm nun auf den Kopf, daß er im ersten Streich zur Erde fiel, und dann schlug er einmal übers andere, bis der Wurm todt war.

Hierauf setzte er sich nieder, um auszuruhen und sprach lachend zu sich selber:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0053-5

„Wenn die Drachen sich nicht besser auf den Kampf verstehen, als dieser Wurm da, dann lohnt es sich nicht der Mühe darauf auszuziehen.“ Er hatte aber durch die neue Arbeit wieder Hunger bekommen und es war ihm, als hätte er noch nichts gegessen. Da es jedoch schon zu dämmern begann und er auch nicht mehr zu den Schmieden zurückkehren wollte, so wußte er gar nicht, wo er sich seine Speise hernehmen sollte. Zuletzt kam es ihm in den Sinn, daß er das Herz des Wurmes braten und das ihm heute zur Nachtkost dienen könne.

Sogleich richtete er das ins Werk. Er stieß ihm seinen Speer durch den Rachen und den Leib; starke Baumstämme dienten ihm zum Spieß und daran hieng er den Wurm mit dem Speer übers Feuer. Das Horn des Wurmes aber fieng von dem Feuer an weich zu werden und es floß mitsammt dem Blute und dem Fett alsbald ein ganzer Bach, wie siedendes Bley aus dem Feuer heraus. Siegfried faßte einmal mit der Hand das Fleisch des Wurmes an, als er dachte, daß es gar seyn könnte; er verbrannte sich aber Hände und Finger und steckte sie sogleich in den Mund, um sie zu kühlen. Da das Horn aber kühl im Munde war, da schien es ihm unter den Zähnen, als beiße er auf Stahl, so hart war es geworden. Er besah die Finger und die waren von dem Horne, wie mit eisernen Handschuhen überkleidet. Als er das merkte, wurde der Kühne frohgemuth. Er warf schnell seine Kleider hinweg, hielt zuerst seinen Helm unter das herabfließende Horn und härtete ihn darinnen und badete sich dann in dem Bache, der von dem Wurme floß.

Das Horn überzog da seinen ganzen Leib, außer im Rücken zwischen den beyden Schultern, da war ein Lindenblatt hingefallen, daß das Horn nicht hin konnte. Durch dies Horn aber wurde er wie in eine feste Rüstung eingehüllt, und nicht leicht mochte ihn von nun an eine Waffe versehren, außer zwischen den Schultern, wo das Lindenblatt hingefallen war, denn da war er wie ein anderer Mensch. Und von dem Horne dieses Wurmes, in dem der Held sich gebadet, ist es gekommen, daß er noch bis auf den heutigen Tag der hürnene oder gehörnte Siegfried genannt wird.

Nun nahm er seine Axt zur Hand und hieb damit den Wurm in Stücke, ein Theil legte er seinen Hunden hin, ein anderes warf er den Raubvögeln vor. Den Kopf des Wurmes setzte er auf die Seite. Dann legte er sich nieder um sein Mahl zu halten und die Waldvögel sangen in den Büschen und Bäumen ihr Schlaflied.

Er schnitt sich mit dem Schwerte das Herz des Lindwurms heraus und siehe, wie er es aß, da erschollen auf einmal rings um ihn her, viele Stimmen, als ob Menschen zugegen wären. Er wandte sich um und wollte sie zu seinem Mahle einladen, sah aber nichts, als Bäume und die Vögel, die von einem Zweig auf den anderen hüpften und sich eine Schlafstätte suchten. Wie er nun recht aufmerkt, gewahrt er, daß alle die Stimmen von Niemand anderem herkommen könnten, als eben von den Vögeln, es fiel ihm alsbald ein, wie er einmal ein altes Lied von einem fremden Sänger vernom-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0054-1

Gedr. in Zach's lith. Kunst Anstalt.

Es alß der Hochgemuthe das Drachenherz zum Mahl
Ihm ward im Drachenblute ein festes Kleid von Stahl.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0055-7

men, worin gesagt war, wer das Herz eines Lindwurmes äße, daß der alsbald kundig würde der Sprache der Vögel und manches Geheimniß erfahren könne. Er hielt also mit dem Eßen ein und horchte auf die Stimmen der Vögel.

Sogleich streckte eine Wachtel den Kopf in die Höhe und rief ihrer Schwester: „Bickderick! Glück auf! Glück auf! Der Wurm erschlagen! todtgeschlagen! todtgeschlagen!“ während sie so rief kam ein Buchfink eben herangeflogen, er hatte die Wachtel nicht recht verstanden und rief: „Wie? Wie? Wie? Der Wurm erschlagen? Sieg! Sieg! Sieg!“ Eine schwarze Amsel antwortete ihr: „Ja wohl, ja wohl, schau nur zu! zu! zu! Der Siegfried hats gethan; Heil Siegfried! Siegfried! Siegfried!“ Mit dem kamen drei alte Raben daher geflogen und setzten sich krächzend ganz oben auf einen dürren Eichenast, sprach der erste zum zweiten: „Ach! Ach! Ach! Da hast du uns wieder einmal betrogen, Schwester, hast du doch gesagt wir würden hier den Siegfried todt finden.“ „Ja,“ entgegnete der zweyte, „ich habe es heute morgen selbst gehört, wie Mimer dem Siegfried nachlachte und sprach: „Geh nur du stolzer Knab, die Raben werden bald mit deinen Beinen davonfliegen. Der Wurm wird dir Kohlen brennen helfen!“ So hat der Mimer gesprochen und wäre Siegfrieds Arm nicht stärker gewesen, als sein Verstand, es wäre auch so gegangen.“ Hierauf begann der dritte Rabe: „Hier fürcht ich wirds wenig für uns geben, denn Siegfrieds Hunde lassen nicht viel übrig. Es ist aber noch nicht aller Tage Abend, wir werden doch noch seine Augen auszuhacken bekommen, denn er traut den Leuten zu viel, sonst hätte ers doch dem Mimer an seinen bösen Augen ansehen können, daß er nichts Gutes mit ihm vorhatte. Nimmt er sich nicht in Acht, so wird der ihm doch noch einmal mit dem Eisen im Herzen herumfahren.“ „Ist er klug, fieng darauf der erste wieder an, so schlägt er dem Mimer den Kopf herunter.“ „Das wäre mir leid,“ fiel der dritte ein, der hat uns schon manche Leichennahrung gegeben, aber laßt uns wegfliegen, ehe die Sonne untergeht, drüben im Walde da weiß ich noch einen gefallenen Hirsch, den wollen wir miteinander verzehren.“ Dieser Einladung folgten die beyden andern und flogen mit Geschrey davon. Unterdeßen waren die kleinen Vögel unten auch still geworden. Siegfried hielt mit seinen Hunden seine Abendmahlzeit ruhig fort, gieng dann zu einer klaren Quelle, wo er trank und legte sich danach unter eine Eiche in seinen Schild zu schlafen, wie es seine Gewohnheit war. Und wie er nun so den mächtigen Stamm hinaufblickte und sein weit gebreitetes, reichbelaubtes Gezweig sah und wie in der Krone die Abendwinde spielten und die Sterne leuchtend hindurch schienen, wie die Vögel in seinem Schutze ruhten und die Thiere unter seinem Dache sich gelagert und die Reben an seinem Stamme sich aufgerankt und wenn er dann weiter dachte, wie manchem Wetter und wildem Sturme er Trotz geboten und daß er hoch, gleich einem König, das Land überschaue: da gedachte Siegfried, wie auch er gleich einer mächtigen Eiche unter den Männern stehen wolle, Schirm und Schatten Jedem verleihend; und so schlief er ein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0057-8

Neunte Aventüre.

Wie Siegfried wieder zur Schmiede kömmt und mit Mimer abrechnet.

Am andern Morgen in der Frühe, als die Waldvögel groß und klein mit ihrem frohen Gesang den jungen Tag begrüßten, sprang er auf, steckte den Kopf des Wurmes an seine Speerspitze und gieng geraden Weges nach der Schmiede zurück. Schon von weitem hörte Mimer und seine Gesellen das Hundegebell, das Rauschen der Büsche und den schallenden Schritt des heranschreitenden Helden. Sie kamen alle vor die Höhle gelaufen und Eckhart sprach zu Mimer: „Ja Meister, dort drüben kömmt Siegfried und auf seiner Lanze trägt er des Lindwurmes Haupt. Nun wird er uns thun wollen, wie er dem Wurme gethan. Da bleib ich nicht länger.“

„Was! ihr feigen Gesellen,“ erwiederte der zornige Meister, „geht gleich in die Höhle zurück und stoßt mir die größten Hämmer ins Feuer. Dann stellen wir uns an den Eingang ihn zu bewillkommen und brennen dem Knaben eins auf den blonden Schädel mit dem rothen Eisen, wenn er viel Wesens macht.“ „Nein,“ erwiederte Eckhart, ich mags nicht mehr mit ihm aufnehmen, er müßte denn da vor mir im Schlafe liegen, daß ich ihm einen Keil in den Kopf treiben könnte, ehe er erwachte. Nun aber kömmt er heran im Zorn und sinds auch unserer Zwölfe und wären wir noch halbmal mehr, nichts kann uns da helfen, als unsere schnellen Beine.“ So sprechend rannte Eckhart der erste davon und die andern alle hinter ihm drein in das Waldgebüsch.

Mimer blieb fluchend und stampfend allein zurück. Mit dem Buben, dachte er, werd ich wohl noch fertig werden, hab ich doch schon so manches harte Eisen weich gebracht. Er gieng also Siegfried entgegen und hieß ihn willkommen. Siegfried aber sah ihn scharf an und wie ein Blitz fuhr der Zorn ihm aus den Augen, so daß Mimer auf die Seite sehen mußte, während der Held also sein Willkomm erwiederte: „Keiner von euch, ihr Treulosen, soll mir willkommen seyn, die Kohlen habe ich gebrannt, und dem Gesellen, den du mir dazu gesendet, habe ich seinen Lohn gegeben und nun sollst du auch den deinen empfangen, denn Siegfried der Schnelle, König Siegmunds Sohn, pflegt nichts schuldig zu bleiben.

Mimer ließ sich durch diese Rede gar nicht schrecken und sprach mit den Augen blinzelnd: „Nun sehe ich wohl, daß du nicht also wacker bist, wie ich dachte und wie es weiland deine Väter waren. So viel Zorn um einen jungen Wurm, den deine Ahnen in den Staub getreten oder mit der bloßen Hand erwürgt hätten, ohne weiter ein Wort davon zu sprechen. Ich dachte das Thier würde dir eine kleine Kurzweile machen, hättest du ihm

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0058-4

nur zugesprochen, es würde dir geholfen haben. Mit dem schönen Feuer, das ihm manchmal so lustig, wie eine Quelle aus dem Rachen hervorsprudelt, habe ich schon manche Kohlen gebrannt und manches Wild gebraten und nun kömmst du, der du dich so wunderkühn bedünkest und erschrickst davor und weißt nichts mit dem armen Thiere anzufangen, als es todtzuschlagen. Ich glaube gar, du hast ihm im Schlafe zuerst die Augen ausgebrannt, damit du ihm ohne Gefahr, wie einem gebundenen Schaaf, den Kopf herunter schlagen könntest."

Ueber diese Rede des Schmieden wurde Siegfried noch erzürnter und sprach lachend: „Krümme dich nur du alter Wurm, mein Schwert soll dir deine glatte Haut durchbeißen und dich zu deinem Gesellen, dem Lindwurm schicken, da mögt ihr Kurzweil miteinander treiben so viel ihr wollt und braten und Kohlen brennen." Er griff damit nach seinem Schwerte, Mimer wich etwas zurück und sprach mit vorgehaltner Rechte: „Halt ein und thue nicht, was du jetzo sagst, ehe du mich gehört. Ich will dir solche Sühne anbieten, die deinen Zorn zehnmal aufwiegt. Gold und Ehre sollst du gewinnen, wie keiner von allen, die ein Schwert geschwungen oder ein Roß geritten. Siehst du dort drüben zwischen den beyden Eichen den blauen Berg mit der Felsenspitze, dort oben wohnt mein ältester Bruder. Er bewacht in seiner Höhle unermeßliche Schätze, wie sie kein König besitzt, und er hat unsern Vater erschlagen um ihrentwillen. Nun ist er verflucht und geht in Drachengestalt. Zu ihm will ich dich hinführen und will dich dazu mit guten Waffen versehen. Hast du ihn dann erschlagen, dann wollen wir seine Schätze theilen. Warte, ich will dir die Waffen herholen."

Er gieng schnell in die Höhle und brachte einen Helm und einen Schild und Harnisch, so schön, wie es Siegfried noch nicht gesehen. Alle diese Waffen legte er dem Helden an, der aber schwieg dazu und sprach kein Wort, ob es ihm wohl oder übel bedünke. Zuletzt reichte der Schmied ihm das Schwert und sprach: „Sieh hier, dies ist aller Schwerter bestes, ich schmiedete es für Hartnit, den König in Holmgart, faße es mit beiden Händen und stoße meinem Bruder, dem Drachen, es ins Herz und seine Schätze sind unser."

Da nahm Siegfried das Schwert in beyde Hände, hob es hoch empor und sprach: „Nun will ich dieses Schwertes Schärfe versuchen, ob es so gut ist wie du mir gesagt, und dein treuloses Herz, du Brudermörder, soll sie zuerst erfahren;" und ehe ihm das letzte Wort aus dem Munde war, lag Mimer, der falsche Schmid, todt vor ihm darnieder.

Zehnte Aventüre.

Siegfried sieht den grosen Drachen und begegnet einem Zwergenkönig.

Siegfried gedachte jetzt seines Weges weiter zu ziehen. Vorher aber riß er die Felsen aus der Mauer und warf die ganze Höhle zusammen, denn er dachte bey sich, wie in dieser Schmiede nur Waffen für die Treulosigkeit, den Verrath und die Bosheit geschmiedet würden. Und weil er keinen Stein auf dem andern ließ, so ist es gekommen, daß bis auf den heutigen Tag kein Mensch mehr zu sagen weiß, wo die Schmiede der Riesen gestanden, in der Siegfried der Schnelle das Handwerk erlernen wollen.

Freudigen Muthes schritt er hierauf durch die dunkelen Baumhallen und durch die grünen sonnbeschienenen Wiesen, rasch sprang er über die rauschenden Waldbäche hinüber und nichts konnte seinen Lauf hemmen. Aber immer schauerlicher wurde die Gegend mit jedem Tage, schroffer und höher stiegen die zackigen Felsen hinan, rascher und wilder stürzten die Bäche hinab, das Gras und Kraut der Wiesen war so hoch, daß es seinen Hunden weit über den Kopf gieng und Raubthiere aller Art liefen in ganzen Schaaren umher.

Munter schritt der unverzagte Held vorwärts, bis er eines Tages seitab seine Hunde kläglich heulen hörte. Er sprang herzu, vermeinend es müße eine giftige Schlange sie umringelt oder ein Raubthier sie gepackt haben. Es war aber desgleichen nichts zu sehen, seine Hunde standen auf einer Wiese, deren Sumpfgras in der Sonnenhitze dampfte. Als er näher trat, sah er, wie sie bey einer Fährte heulten, dergleichen er nie eine gesehen. Es waren zwey breite Tatzen mit tiefen Krallen und wie er so nachspürte, verdunkelte sich plötzlich die Sonne und ängstlich krochen seine Hunde an ihn heran. Verwundert schaute er auf, weil er wußte, daß keine Wolke am ganzen Himmel war. Er erschrack aber in seinem Leben zum ersten Mal, als er über sich in der Luft einen wilden Drachen fliegen sah. Er war schwarz, wie die Nacht, bey jedem Athemzuge aber schlug ihm zum Rachen eine spitze Feuerflamme heraus, Haupt und Genick waren von Horn und durch beyde hindurch schimmerte das innere Feuer dunkelroth und beleuchtete die blauen Flügel. Er flog langsam und schlug mit seinem langen Schweif große Ringe.

Siegfried wußte nun, wem die Fährte angehöre, unter einem Baum sah er lange dem Fluge des Ungeheuers zu und dachte bey sich: Ach großer Gott der Schlachten, der du Himmel und Erde erbautest, nun stehe mir bey. Das ist ja der leibhafte Teufel und von allen Drachen, die an den Wänden meines Vaters gewirkt sind, kömmt keiner ihm gleich. Der du aller Wunder Gewalt hast und Sonnenlicht und Blitz uns sendest, in dessen Huth wir alle stehen, Gott des Sieges, verleihe nun Sieg meinem guten Schwerte, daß ich dei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0060-4

nen Kampf mit diesem Sohne der Nacht ruhmreich streite.“ Mit dem, daß er so dachte, flog der Drache ruhig weiter und verschwand hinter einem Berge.

Jetzt vernahm Siegfried plötzlich ein helles Glockengeklingel und den Hufschlag eines Roßes. Er wandte sich um und vor ihm auf der Wiese hielt ein hohes rabenschwarzes Roß, darauf saß ein ganz kleiner Reiter. Siegfried meinte anfangs, es müße ein Kind von viertehalb Jahr seyn und dachte, wie doch die Mutter so sorglos seyn könne, das arme Kind auf dem hohen Roße in dem wilden Walde bey dem Drachen so allein herumreiten zu lassen. Als er den kleinen Reiter aber näher betrachtete, erstaunte er, wie ihm ein Bart weißer, denn der Alpenschnee bis zum Gürtel herab wallte. Auch waren seine Glieder und sein ganzer Wuchs nicht gethan, wie bey Kindern, sondern in gutem Verhältniß, wie bey erwachsenen Männern. Der Kleine sah mit seinem langen Barte sehr ehrwürdig aus und schaute freundlich und schlau aus seinen kleinen hellen Augen hervor.

Sonst war Roß und Reiter überaus schön und reich geschmückt, desgleichen Siegfried nie in der Königsburg seines Vaters gesehen. Das Sattelzeug des Roßes war vorn mit Gold und hinten mit Silber beschlagen, das Gold aber ausgelegt mit weißen, das Silber mit rothen Edelsteinen; und goldene und silberne Schellen hiengen an den Mähnen, fünfzig an jeder Seite und die gaben einen lieblichen Klang. Zu beyden Seiten des Roßes hieng eine Decke von Sammt herab, grün wie das Gras der Wiesen im Frühjahr. Auf der Decke aber war die ganze Erde abgebildet; ringsherum lief ein himmelblauer Saum, das große Weltmeer, darin schwammen Fische goldene und silberne und purpurne. In dem grünen Sammt selbst aber waren mit Edelsteinen und Perlen allerlei Blumen, Thiere und Menschen gestickt, alles so klein und zierlich, daß man von Morgen bis Abend sich nicht hätte satt daran sehen können. Der Reiter trug einen silbernen Helm, oben auf der Spitze glänzte ein Karfunkel gleich dem Morgenstern, rund herum aber lief eine goldene Krone. Seine Rüstung war von weißem Stahl und darüber gebreitet ein weiter purpurner Königsmantel, den in der Mitte von Edelsteinen ein Gürtel in Gestalt einer Schlange umschloß. Zur Seite hieng ihm ein kleines Schwert mit einem Knopfe von Rubin. Vor allem aber glänzte der Schild, er schien aus lauter geschmolzenen Edelsteinen gemacht. In der Mitte strahlte die Sonne und um sie herum sieben Sterne, dazwischen liefen Kreise mit den Farben des Regenbogens. Der Schild hatte die Kraft, wenn man ihn vor sich hielt, so konnte man durch ihn alles sehen, ohne daß man selbst gesehen wurde, so sehr glänzte er. Siegfried aber stand stumm da und wußte nicht was diese neue Erscheinung bedeuten sollte.

„Sey mir gegrüßt, du starker Held!“ hob zuerst der Kleine an, „komme nur hinter den Bäumen hervor, du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten, ich führe nichts Böses gegen dich im Sinne, vielmehr bin ich gekommen dir meine Treue und meinen Dienst anzubieten und in jeder Gefahr dir beizustehen.“ „Nun,“ erwiederte lachend der Held, „vor dir du kleiner Mann! habe ich mich nicht gefürchtet. Für deine Freundschaft aber sag ich dir

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0061-0

Dank, obschon mir deine Hilfe in Gefahren von geringem Nutzen seyn möchte. Im hohen Gras kann man dich ja kaum sehen und wenn du neben mir stehest, könnte ein Storch dich davon tragen mit Schwert und Schild, in der Meinung du wärst ein Laubfrosch."

Ueber diese Rede wurde der kleine Reiter etwas unwillig und sprach: „Ei bist du ja selbst kleiner als die Riesen und denkst doch den Preis über sie davon zu tragen! nun bin ich zwar klein und weiß doch viel mehr, als du; denn Siegfried, der Sohn König Siegmunds weiß meinen Namen nicht und leicht möchte er auch nicht wissen, wie stark ich bin. Ich bin aber hieher gekommen, dich aus diesem Walde zu führen und das aus Dankbarkeit, weil du den grimmigen Lindwurm erschlagen hast, der mich und meine Leute in harter Dienstbarkeit hielt. Denn wisse, ich heiße Eugleine und bin ein mächtiger und reicher König der Zwerge dieser Berge."

„Wohlan denn König Eugleine!" entgegnete Siegfried, „zeige mir den Weg dahin, wo ich Ehre gewinnen mag, und mein Schwert soll dir immer zu Dank bereit seyn." „Ja," entgegnete der Zwerg, „wäre ich jetzt nicht gekommen, dann war dein Leben verloren; denn der Drache, der da oben haust, ist von allen der furchtbarste und er ist es, der die schöne Königstochter vom Rhein gefangen hält. Aus ihres Vaters Burg führte er sie hinweg und nun sitzt sie klagend und Hände ringend auf dem Drachenstein. Außer mir kennt Niemand den Weg da hinauf, und nimmer wird sie erlößt, wenn Gott sich nicht des armen Mägdleins erbarmt. Aber laß uns eilen sonst sind auch wir verloren."

Siegfried wurde bei diesen Worten überaus frohgemuth, er sprang aus den Bäumen hervor und schlug mit seinem Schwert dreymal in einen Stein, daß er von einander fuhr, wie Schwamm und dreymal schwur er: „Möge so das Schwert meiner Feinde meinen Leib zerschneiden, wenn ich von hinnen kehre, ehe ich mit dem Drachen um die Jungfrau gestritten."

„Wenn dem so ist, dann gib mir Urlaub," sprach erschrocken der Zwerg, „daß ich aus dem Wald komme. Denn hättest du die ganze Erde durchzogen, von da, wo die Sonne am Morgen aufgeht, bis dahin, wo sie am Abend untergeht und hättest alle starken Männer und alles Ungethüm bezwungen, daß sie deinem Winke gehorchten, die Magd müßtest du doch diesem wilden Drachen auf dem Steine laßen." „Nein, du viel kleiner Mann! jetzt mußt du mich deiner Treue und deines Dienstes genießen lassen und sie mir gewinnen helfen." „Das geschieht mit nichten," entgegnete der Zwerg, „willst du in den Tod reiten, so magst du dir den Weg allein suchen, ich will dir keine Gesellschaft leisten. Willst du aber mir folgen; Gold will ich dir dann geben und Perlen und köstliche Kleinode, gefeyte Waffen und köstliche kräftige Heilkräuter, dazu will ich dich auch manchen Spruch alter Weisheit lehren; aber zum Steine führe ich dich nimmer." Damit gab der Kleine seinem Roße die goldenen Sporn, Siegfried aber griff dem Pferde in die Zügel, und grimmig gemuth sprach der Held: „Den Weg mußt du mir zeigen oder du reitest nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0062-5

mit deinem Haupt von hinnen.“ So sprechend, griff er dem Kleinen nach dem Bart, der aber schlug und stieß gar gewaltig um sich, daß Siegfried sich ob seiner großen Stärke nicht genug wundern konnte. Ein gefeyter Ring gab dem Zwerg diese Stärke. Von Siegfrieds Stirne rann schon der Kampfschweiß in großen Tropfen herunter und noch immer konnte er des winzigen Streiters nicht Meister werden, das währte so lange, bis dem kleinen König während des Ringens der Zauberring vom Finger fiel. Nun faßte Siegfried das Männlein beym rechten Fuß, hob es aus dem Sattel und hielt es kopfunter wider einen Stein, sprechend: „An diesem Steine zerschmettere ich dir deinen eigensinnigen Kopf, wenn du mich nicht zum Drachen geleitest.“ Der Zwerg schrie recht kläglich au und weh und sprach: „stille deinen Zorn, du stolzer Held, ich will dir ja rathen in Treuen, so gut ich kann, wenn du mir nur meinen Kopf ganz läßt.“ Damit war Siegfried zufrieden und setzte den Kleinen wieder auf seine Füße.

Eilfte Aventüre.

Siegfrieds Kampf mit dem treulosen Riesen unter dem Drachensteine.

Nachdem der arme Zwerg wieder zu Athem gekommen, band er sein Roß gar behende an einen Baumstamm fest und lief dann vor Siegfried her, dem Drachensteine zu. Er schlüpfte über wildes Felsengeklüft, hinter Wasserfällen vorbey und durch hohle Felsen; bis er endlich an den Eingang einer Höhle kam. Sie sah aber so aus, wie Mimers Schmiede, nur daß Alles wilder und schauerlicher war. „Hier,“ sprach er, „wohnt Kuperan, ein König der Riesen, wenn der sich oben auf den Felsen stellt und sein Heerhorn erschallen läßt, dann sind ihm tausend Riesen zum Dienste bereit und alles Gezwerg weit umher in dem Gebirg und alle Waldgeister und alle Niren in den Wassern sind ihm unterthänig; weil er unter allen Riesen der stärkste und grimmigste ist. Berge kann er mit seinen Gesellen versetzen und die Ströme über die Länder ausgießen, wie ihm gut dünkt, Schiffe versenken und Wälder ausreißen. Er hat mit dem grimmen Drachen einen Bund geschlossen und bewahrt den Schlüssel, der den hohlen Berg aufschließt. Hörst du, wie es dort in der Felsenhalle rauscht, als ströme ein wildes Bergwasser hindurch, das ist nichts anderes als sein Schnarchen. Noch ists Zeit, daß wir entkommen, wird er wach, so hebt ein hartes Spiel an.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0063-1

„Ei zu solchem Spiele," erwiederte Siegfried, „bin ich ja eben ausgezogen," und damit trat er zu der Halle und stieß in das Horn, welches davor hieng, so laut, daß die Felsen nah und fern davon wiederklangen. Der Zwerg sprang erschrocken in einen hohlen Baum. Der Riese schlief fort und rührte sich nicht. Da stieß Siegfried zum anderen Mal mit solcher Macht in das Horn, daß alle Vögel in dem Walde stille wurden und in ihre Nester flogen. Der Riese aber schlug die Augen nicht auf, er brummte nur in den Bart: „Wie summen heute die Wespen so laut." Siegfried kehrte nun seinen Speer um und stieß damit den wilden Schläfer in die Seite. Mit geschloßenen Augen schlug der Riese auf den Speer, meinend eine Wespe habe ihn gestochen. Das Eisen bog sich in Siegfrieds Hand um, das Ungeheuer aber schlief seinen dumpfen Schlaf fort. Da kniete der Held zu Häupten des Riesen nieder und rief ihm mit lauter Stimme ins Ohr: „Wach auf, wach auf, du Riesenfürst, ein junger Wolf ist in deinem Neste." Jetzt richtete sich das Ungeheuer taumelnd auf und blickte zornig den Helden an. Grimmig war sein Ansehen; das Gesicht über und über mit rothen Haaren bedeckt. Alle seine Glieder waren übermäßig groß und ungefüg, die Augen rund und der Mund gieng fast von einem Ohr bis zum andern und klaffte wie eine Felsenwand von einander. Zwey lange Eberzähne standen daraus hervor bis zu seiner unförmlichen Nase. Dieses wilden Ansehens wegen führte er den Zunamen Wolfgrambär, denn er war hungrig, wie ein Wolf und grimmig, wie ein Bär.

„Was hat dich hieher geführt," schrie er mit den Zähnen fletschend, „du junges Bübchen; nun weiß ich nicht, ob ich dich beym Kopf oder bey den Beinen hier in meiner Halle aufhängen soll, kleiner Wicht!" „Das wolle Gott verhüten, du leichenhungriger Geier," erwiederte Siegfried unverzagt, um zu hängen bin ich wahrlich nicht hieher gekommen, das Schwert ist mein Bruder, der Kampf ist mein Spiel und die Gefahr meine Lust. Drum gib die Jungfrau los, die du mit dem Drachen in hartem Leide gefangen hältst, oder du sollst nieder sinken zur Erde, und die Eichen aus deinem Schooße wachsen."

Hartergrimmt wurde dem Riesen da zu Muthe, einen Felsen hob er auf und schleuderte ihn gegen den Helden. Siegfried, der Schnelle aber sprang lachend auf die Seite. Rasend vor Zorn schwang der Riese seine mächtige Stahlstange mit aller Kraft, um ihn vom Scheitel bis zur Sohle zu spalten. Siegfried wich dem Streiche aus und die Stange spaltete den Felsen zu seinen Füßen und fuhr tief in die Erde dem Riesen aus der Hand. Wie er sich bückte, um sie herauszureißen, sprang Siegfried herzu, scharfe Streiche in großer Eile auf seinen Arm führend, während die Hunde grimmig auf seine Füße losfuhren und an ihm aufsprangen. Der Ergrimmte, faßte einen nach dem anderen und schleuderte ihn weit ins Thal hinein; aufs Neue erhob er seine Stange, aber das Blut floß in vollem Strome aus mancher tiefen Wunde, daß er sie ermattet wieder sinken ließ und ins Innere seiner Höhle zurückwich.

Hier verband er seine Wunden und warf ein eisernes Ringkleid um, das die Zwerge

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0064-7

ihm geschmiedet und in Drachenblut gehärtet. Zur Seite band er ein Schwert, breit und lang nach dem Maße seiner Hand, an der Spitze hinauf lief eine Schlange und wo die hinzischte, da fuhr der Tod hinein und das Leben hinaus. Ueber den Kopf stülpte er einen Helm von schwarzem Stahl in Drachengestalt. Der Schild, den er umhieng, war eisenbeschlagen und so groß, daß er einen Reiter mit sammt dem Roße darauf in die Höhe heben konnte.

Also ausgerüstet trat er mit einer vierschneidigen Stahlstange, die bey jedem Schlage wie eine Glocke klang, hervor. Zornig rief er den harrenden Siegfried an: „Sage mir du kleiner Mann, was hab ich dir angethan, daß du hieher kamst, mich in dem Schlafe zu morden.“ „Das lügst du, wildes Ungeheuer, habe ich dich nicht selbst zum Kampfe aufgeweckt, da ich dir mein Schwert ins Herz stoßen konnte?“ Der Riese entgegnete: „Zum Tod hat dich gewiesen, wer dich zu mir wies; das sollst du erfahren, ehe die Sonne hinter den Bergen ist. Und wären deiner zehn, ich wollte euch allen ein Hemd anziehen, das ihr nimmer auszöget.“ „Ei so schlag nur zu,“ rief Siegfried ungeduldig, „siehe dich aber wohl vor, denn schon Mancher hat noch groß gethan, als ihm schon die Raben auf dem Helme saßen und nach den Augen hackten.“

Jetzt liefen die beyden einander an und schlugen so gewaltige Schläge, daß das wilde Feuer aus den Schilden fuhr und die Adler hoch in den Felsen und die Wölfe tief in den Schluchten ihre Beute fahren ließen und heulend flohen. Der Riese schlug aber immer fehl, denn er war von Natur schwerfällig und ungeschickt und die Wunden hatten ihn gelähmt, Siegfried aber traf ihn mit solcher Eile Schlag auf Schlag, als ob er zehn Schwerter in der Hand führte. Wie ein Zimmermann hieb er die Fetzen von dem großen Schilde herunter. Kuperan hatte nur noch die Riemen in der Hand, über und über von Blut triefend begann er zu wanken, wie eine mächtige Eiche, bis er endlich flehendlich ausrief: „halt ein, halt ein, allzu tiefe Wunden schlägt dein kurzes Schwert. Ich habe deine Mannheit erprobt, und kann den Sieg nicht über dich gewinnen. Schenke mir darum das Leben, du ehrenreicher Held, meine Waffen und mich selbst magst du dir dann zu eigen nehmen.“ Siegfried erwiederte ihm: „Wohlan denn, doch das ist mein Erstes, was ich von dir begehre, daß du mir getreulich die Jungfrau auf dem Steine befreien hilfst.“ So endete dieser Kampf und beyde schwuren sich einander zu: der Riese, daß er dem Helden in allen seinen Fährlichkeiten treu dienen und Siegfried, daß er ihn des Kampfes nicht wolle entgelten laßen.

Aber der Riese war eines treulosen Sinnes und dachte bey seinem Eide auf nichts Anderes, als wie er ihn am besten zu Siegfrieds Verderben brechen möge; Siegfried dagegen sprach arglos zu ihm: „Deine Wunden, armer Geselle, thun mir wahrlich wehe, ich will sie dir verbinden, ehe wir den Stein hinansteigen.“ So sprechend zerriß er sein eigenes Gewand und band es um die Wunden des tückevollen Riesen und beyde machten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0065-2

sich dann auf den Weg. Eugelein, der Zwergenkönig, schlüpfte auch aus seinem hohlen Baume hervor und lief hinter ihnen her, doch ohne daß ihn Jemand sah, denn er hatte sein Nebelkäppchen auf, das machte ihn unsichtbar. Siegfried gieng voran, ihm folgte Kuperan, der Treulose.

Der Weg führte ein enges Felsthal hinan. Jenseits standen auf dürrem Steinboden verkrüppelte Eichen und Buchen, etwas weiter erhoben sich halb verdeckt durch die Bäume nackte schroffe Felsmassen, vom herabrinnenden Wasser ausgehöhlt und ausgefreßen. Zur Rechten stürzte senkrecht eine glatte Steinwand hinab und in der Tiefe rauschte über Felsen schäumend ein wilder Bach. Einen Bogenschuß vorwärts war das Thal durch eine andere schroffe hundert Klafter hohe Felswand geschloßen; über die der Bach hinabstürzte gerade hinunter in die Tiefe gegen die Felsblöcke.

Der Riese hob seine Hand auf und zeigte auf einen Felsenspalt in der Höhe mit den Worten: „Siehst du dort hinter dem Wasserfall die Höhle, dort steigen wir hinein.“ Während Siegfried hinschaute, holte der Tückische mit seiner Hand von hinten aus und schlug dem Sohne König Siegmunds auf den Helm, daß er besinnungslos niederstürzte auf seinen Schild, und gestreckt da lag, in all seinen Gebärden wie ein Todter.

Der Riese bückte sich zu ihm nieder, um ihn die Felswand hinabzustürzen in das tobende Wasser der Tiefe, aber die Hunde des Helden fielen wüthend über ihn her und Eugelein, der kluge Zwerg, sprang hurtig herzu und setzte dem Ohnmächtigen eine Nebelkappe auf und trug ihn unter die Bäume zur Seite.

Der Riese war sehr verwundert, da er auf einmal seinen Feind verschwunden sah. Er schaute nach allen Seiten um und meinte dann, er müße durch den Schlag vom Felsen heruntergestürzt seyn und dahin wollte er ihm auch die wüthenden Hunde nachsenden. Diese aber wohlgeübt im Kampfe mit Raubthieren wichen schlau und behend zurück, wenn er sich niederbückte um sie zu faßen; wenn er sich dann wieder mühsam aufrichtete, sprangen sie ihm bellend und beißend zwischen die Beine. Der Riese hatte sich eben wieder gebückt, und den einen schon bey der Kehle festgepackt, um ihn über den Felsen hinabzuwerfen, als der andere, wie er es auf der Eberjagd gewohnt war, sich ihm ins rechte Ohr fest biß und ihm über den Rücken auf die linke Seite sprang. Also riß er den Riesen am Ohre hin und her. Wolfgrambär mußte mit verdrehtem Kopfe immer vorwärts schauen und fieng furchtbar zu brüllen an, daß die Thäler wiederhallten. Dieser Tanz währte so lange bis das Ohr ausriß, da wollte der Riese den Hund aufs neue faßen. Er war aber mit dem an die Stelle gekommen, wo Siegfried mit der Nebelkappe lag und so bekam er statt des Hundes den Kopf des Zwergen in die Hand, der alsobald erbärmlich zu schreien anfieng. Siegfried erwachte wieder aus seiner Betäubung, sprang auf, warf die Nebelkappe nieder und schlug mit seinem scharfen Schwerte dem Riesen eine Wunde in den Hals, daß er den Zwergen sogleich fahren ließ. Schon hatte er wieder sein Schwert geschwungen, dem Eid-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0066-8

brüchigen den Todesstreich zu geben, als dieser ihm in der Rechten einen goldenen Schlüßel vorhielt und sprach: „Halt ein, oder ich werfe den Schlüßel hinab und nimmer kömmst du alsdann auf den Drachenstein zur Königstochter; denn auf der ganzen Erde ist kein anderer Schlüßel als dieser, der das künstliche Schloß aufschließt.“ Siegfried ließ da sein Schwert sinken und schenkte dem Trugvollen noch einmal das Leben.

Zwölfte Aventüre.

Von den grosen Wundern, die Siegfried in dem Drachensteine gesehen.

Durch die Treulosigkeit des Riesen gewarnt ließ Siegfried ihn jetzt vorangehen und so kamen sie zu der Höhle, welche hinter dem hoch herabstürzenden Wasser ganz verborgen war. Hier mußten sie zuerst acht Klafter tief hinabklettern, dann scharrte der Riese Erde und Laub vom Boden hinweg, und ein großes eisernes Schloß wurde sichtbar; er schloß es zur Hand auf und hob die schwere Platte in die Höhe, unter der eine steinerne Treppe hinablief. Kuperan hielt den Stein in der Hand und hieß Siegfried vorauschreiten. Der Held aber sah ihn zornig an und sprach: „Denkst du denn, ich hätte deinen Verrath schon vergeßen, daß du mir die neue Falle aufsperrst. Er nahm den großen Schlüßel aus dem Schloße und trieb damit den Riesen vorwärts, daß er ganz eilig die Treppe hinablief, Siegfried aber und der Zwerg schritten hinter ihm her.

Sie kamen durch lange Gänge, die bald rechts, bald links führten und so stiegen sie allgemach den Berg hinan. Auch an manchen Seitengängen kamen sie vorbey, die nach allen Richtungen hinauf und hinunter liefen und wer hier keinen Bescheid wußte, der mußte sich sicherlich verirren, dieweil man viele Tage lang da unten herumlaufen konnte, ohne einen Ausgang zu finden. Gewißlich hätte der Riese den Helden auf Irrwegen zu einem dunklen Abgrunde geführt, wo er hinabgestürzt wäre und entweder an den Felsen seinen Kopf zerschmettert hätte oder unter giftigen Schlangen vor Hunger und Durst gestorben wäre; aber der Wortlose fürchtete sich vor dem Zwergen, der des Berges wohl kundig war.

Längst den Wänden sah Siegfried allerlei schwarze Thiergerippe von furchtbarer Gestalt und ungeheurer Größe. Der Zwerg sagte ihm, das seyen die Drachen, die seit manchem Jahrhundert hier in dem Gebirg mit den Riesen im Bunde gehaust. Einige von ihnen hielten noch die Leichengerippe in den Krallen, die sie im Tode nicht losgelaßen;

andere sperrten noch den Rachen auf, um Flammen und Gift zu speien. Weiter gehend kamen sie in eine Halle, die so hoch war, daß die höchste Eiche nicht an das Gewölb gereicht hätte. In ihrer Mitte brannte ein dunkelrothes Feuer und rings umher stand ein Kreis blutiger Opfersteine. Das ist das große Grab der Riesen, sprach Eugelein. Und Siegfried sah die Leichen auf ihren steinernen Schilden mit steinernen Keulen in zwey langen Reihen liegen. Auf den Opfersteinen bey dem Feuer wurden ihre Gefangenen als Todesopfer geschlachtet und das Blut beym Leichenmahle getrunken.

Sie giengen nun wieder durch manchen Gang, bis sie in einen Saal eintraten, der also glänzte, daß Siegfried anfänglich seinen Schild vor die Augen halten mußte, um nicht geblendet zu werden. Der Saal sah aus wie eine große Laube, die Wände waren leuchtende Bäume, die ihre Aeste und Blätter dicht in einander schlangen. Silberne und goldene Früchten strahlten hell aus dem dunklen Laube hervor und Schlingpflanzen aller Art rankten sich um die Stämme. Es waren das alles keine Gewächse, wie sie oben auf der Erde wachsen, sondern lauter köstliche und seltene Metalle, die im Innern der Erde sprossen. Das Schönste aber waren die Blumen, welche ringsum auf dem Boden in tausend bunten Farben blühten. Es waren die reinen Edelsteine, die in den Bergschachten verborgen liegen. Kleine zierliche Männlein, Elbe und Zwerge trippelten in großer Eile hin und her, den Blumen zu warten, die Bäume zu begießen und die Früchte zu pflücken. Sie trugen Kleider, weiß wie der Tag und sahen in großer Eilfertigkeit gar nicht auf.

Aus dieser Halle trat Siegfried in eine zweyte von lauter klaren Krystallen erbaut. In ihrer Mitte standen durchsichtige Säulen in zwey Reihen und daraus schoß lichtes Wasser hervor und bildete kunstreiche Bogengänge in allerlei Farben. Den Fuß der Säulen aber zierten kostbare Muscheln, aus denen Wasserpflanzen aufsprossten, die mit ihren Blumen die Säulen umschlangen. Kleine Wassermännlein schauten unter den Blättern hervor und hielten Blumen im Munde, aus denen sie spielend das Wasser hervorbliesen. Unten in dem grünen Grase saßen Wasserfräulein und kämmten die langen naßen Haare. Andere spielten Zither und sangen liebliche Lieder dazu, während ihre Schwestern um die Säulen in zierlichen Reigen tanzten. Gar seltsam und süß klangen die Töne und die Lieder, daß wer sie einmal gehört, ihrer nimmer vergeßen konnte. Die dritte Halle, welche dieser folgte, war von himmelblauem durchsichtigem Jaspis. An der Decke strahlten die goldenen Sterne und Sonne und Mond saßen auf leuchtenden Pferden und spielten Ball mit dem Morgen- und Abendstern. Ganz oben saß ein mächtiger Adler; wenn der seine Flügel ausbreitete und damit schlug, dann wehten die Lüfte bald lauter, bald leiser durch die Halle und ringsum fiengen viele Vögel zu singen an. Der Riese aber klagte jetzt, daß er seiner Wunden wegen sich hier ausruhen müße, sie setzten sich also nieder und während Siegfried sich verwundert umschaute, sprach Eugelein, der Zwergenkönig: „Das mag dich wohl Wunder nehmen, wie ein wilder Drache so schöne Prachtgemächer haben kann, da seine Wohnung

Wie strahlen licht die Fürsten! doch wehe ihrer Macht!
Wenn trugverführt sie dursten nach falschem Gold der Nacht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0069-8
DFG

die finstere Nacht ist und sein Lager das dunkele Feuer der Hölle. Aber du wirst noch einen anderen Saal sehen, der diese überstrahlt, wie der Mittag den Morgen. Die Säle hier stellen die Elemente dar, und manches Jahrhundert haben viele tausend fleißiger Zwerge an diesem Palast gebaut und vom Morgen bis zum Abend kam ihnen der Hammer nicht aus der Hand. Jetzt aber gehört alles dem höllischen Drachen, dem wir dienen müßen und wirst du seiner nicht Meister im Streite, dann wird er uns alle mit seinem Giftfeuer tödten und die Jungfrau ist unrettbar verloren.

Doch so war es nicht immer, wie mir meine Väter berichtet haben. Es war eine Zeit, wo selige Geister auf Erden in Freude und Eintracht in himmlischen Wohnungen des Lichtes lebten. Noch wurde kein breites Schwert und kein spitzer Dolch geschmiedet, noch rann der Schweiß harter Dienstbarkeit nicht von unserer Stirne. Nur Opferschaalen kamen aus den Eßen, auf denen reiner Weihrauch zum Himmel stieg. Das Leben war eine Lust und die Arbeit ein Spiel und auf leuchtenden Stühlen thronten die Asen, die Väter der Menschen und lasen in ehrenen Tafeln die heiligen Sprüche der ewigen Weisheit und die Gesetze des unerforschlichen Gottes, dessen Name kein Mund auszusprechen wagt.

Aus dem Schooße der Nacht aber, wo aus uraltem Eise die dunklen Flammen aufqualmen, stieg da Loki, der Fürst der Finsterniß, empor. In schöner Gestalt, mit lächlendem Antlitzt und verlockender Rede trat der alte Lügner vor den Stammvater. Er glaubte seinen glatten Worten und sie gelobten einander Brüderschaft und mischten deß zum Zeichen ihr Blut. Das war aller Uebel Anfang. Der Betrogene wußte nicht, daß der alte Neiddrache, der Feind der Götter und Menschen, der Vater der Finsterniß, ihn ans Herz gedrückt und ihm seinen giftigen Athem eingeblasen hatte. Und es entstieg dem Schooße derselben Nacht, wo bey den Feuerdrachen die wilden Riesen wohnen, eine böse Zauberjungfrau. Sie war in allen schwarzen Künsten wohlerfahren, hatte mit Wölfen gespielt und mit den Schlangen giftige Zaubertränke gekocht. In reizender Gestalt trat auch sie vor die Väter und auf ihrer Stirne glänzte ein reiches Geschmeide von Gold, das sie durch Zaubermacht aus entwendetem himmlischem Lichtglanze geschmiedet hatte. Und wie die Väter ihr in das glühende Auge sahen und wie der schillernde Glanz des falschen Goldes ihren Blick feßelte und wie der listige Lügner ihnen zuflüsterte, da erwachte in ihrem Herzen die Begier, der Neid und die Zwietracht. Da wurden alle Eide und Treugelübde vergeßen und die erste Schlacht auf Erden geschlagen. Seit dem aber ruhet ein schrecklicher Fluch auf dem verlockenden Zaubergolde, das der Grund des Unheils war.

Wohl wollten die Väter, als sie wieder zur Besinnung gekommen, die Zauberin mit ihrem trügerischen Gute im Feuer vernichten; dreymal aber stieg die arge Zauberin unversehrt und hohnlachend aus den Flammen wieder hervor. Als sie vom Speere durchbohrt wieder in die Gluth gestoßen wurde, trat der listige Verführer zu dem Feuer, er riß ihr das halbverbrannte Herz aus der Brust und verschlang es. Mit dem Herzen war er im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0071-5

Besitze all ihrer Zauberkräfte und Zauberkünste; aber auch all ihre Bosheit, ihre flammende Gier und ihre wilde Lust hatte er in sich hineingefreßen; also daß das Feuer der Hölle in seiner Brust immer dunkler und wilder brannte und er einzig darauf sann, wie er Himmel und Erde damit in einem großen Weltbrande verderben könne. Seine glänzende Gestalt aber legte der Heuchler nicht ab, damit er um so sicherer Allen das Verderben bereiten könne.

Er gesellte sich nun zu einem Riesenweibe, einer bösen Hexe, der Tochter der uralten Nacht, die stets Unheil brütete und Unheil verkündete. Mit ihr erzeugte er drey Ungeheuer, die den Himmel und die Erde bedrohen und von daher sind alle Ungeheuer in die Welt gekommen. Sein erstes Kind war die giftglänzende große Weltschlange, die im Grunde des Meeres verborgen ihren Ring um die Welt schlingt, in dem Munde den Schweif hält und Alles verschlingt, was sich ihr nahet. Trocknet ihr das Wasser zu sehr aus, dann wälzt sie sich in rasendem Grimme und die Erde erbebt von ihren Zuckungen. Das zweyte Ungeheuer war der große Wärwolf des Abgrunds, dem kein anderer an Grimm und Stärke gleichkommt. Mit der Nase schnaubt er Feuer und aus den Augen sprüht er Feuer und droht mit seinem finstern Rachen Sonne und Mond zu verschlingen. Das dritte Kind, was die beyden mit einander erzeugten, war die Fürstin der Unterwelt und des Todes. Grauen wohnt in ihrem Blicke, ihr Reich sind die Thäler, wo nie die Sonne scheint, und die Nebel ewiger Nacht liegen.

Diese drey Kinder ließ er bey den Riesen in dem Nachtlande aufziehen, wo sie zur entsetzlichsten Stärke und Größe heranwuchsen. Er selbst aber verkehrte in mancher Gestalt mit den Stammvätern und säte allenthalben Gift und Verderben.

So zog er einst mit Odin und Häner aus, die Erde zu durchwandeln. Da kamen sie an ein Wasser, der Andvariwasserfall genannt und in dem Strome saß eine Otter, die sich Fische fieng und sie mit großer Gier verschlang. Es war aber keine wirkliche Otter, sondern der Sohn eines mächtigen Zauberers und ein Bruder des bösen Schmieden Mimers und Fafners des Drachen, der hier auf dem Steine haust. Fischfang und Waidwerk war seine einzige Lust und da wandelte er sich täglich in eine Otter um und fieng sich in dem Strome Fische, die er dann nach Hause brachte und blinzelnd in einer einsamen Ecke aß. Eben hatte er sich einen Fisch erschnappt und verschlang ihn, als der falsche Loki, der wohl wußte daß es ein Mensch war, einen Stein aufhob und ihn todt warf. Seine Begleiter freuten sich der Beute und zogen ihr den Balg herunter. Nun aber traf es sich, daß sie am Abend gerade bey dem Vater, dem alten Zauberer, Namens Reidmar einkehrten. An dem Balge und ihren blutigen Händen erkannte er alsobald, daß sie seinen Sohn erschlagen. Mit Hülfe der Söhne nahm er ihnen ihre Waffen, machte sie zu Gefangenen und drohte sich an ihnen zu rächen, wenn sie ihm nicht zur Sühne den Balg der Otter innen mit Gold füllten und außen damit belegten, so daß man kein Haar mehr davon sähe.

Odin und Häner mußten bey ihm zurückbleiben, den Loki sandten sie aber aus, das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0072-1

Dem Schooß der Nacht entstiegen die Zaubrin lockend naht
Durch falschen Schein zu trügen der Väter heilgen Rath.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0074-2
DFG

Gold herbey zu schaffen, weil er der Listigste war. Er gieng wieder zu dem Wasserfalle und fieng da einen Zwergen, der den reichsten Hort, von dem Menschen wissen, in seiner Höhle verwahrte. Unermeßliches Gold und Edelsteine waren nicht das Herrlichste dieses Hortes; es war dabey ein wunderbarer Helm, deßen Anblick alles Lebendige zittern macht, eine Tarnkappe, die Unsichtbarkeit und Stärke verleiht und das Schwert Balmung, vor dem kein Schild schützet. Das Köstlichste jedoch war ein goldner Ring von wunderbarer Kraft, wer ihn besaß, dem gieng nie das Gold aus, es mehrte sich ihm immer nach Wunsch. Der Ring aber war von dem falschen Golde gemacht, das einst die Zauberin aus dem Schooße der Nacht zur Verführung gebracht, um deßwillen die Eide gebrochen und das erste Blut in der Schlacht vergoßen worden. Auf ihm ruhte darum auch der alte Fluch und wer ihn besaß, dem gereichte er zum Unheil.

Den ganzen Schatz mußte der gefangene Zwerg aus seiner Höhle bringen, weil Loki ihn sonst zu ermorden drohte. Den Zauberring jedoch versteckte er unter dem Arme. Loki aber sah den hellen Glanz des Goldes und verlangte auch ihn, der Zwerg bat ihn sehr flehendlich, er möge ihm von allen Schätzen nur dies einzige Kleinod laßen, Loki aber hatte kein Erbarmen und nahm ihm auch den Ring. Da gieng der Zwerg in seine Höhle und that einen furchtbaren Fluch über den Hort, daß er keinem zum Glück, und über den Ring, daß er jedem, der ihn besäße, zum Tode gereichen sollte.

Mit dem Schatze kehrte nun Loki zurück und sie füllten damit den Otterbalg, stellten ihn auf die Füße und hüllten ihn dann rings um in Gold ein. Reidmar besah den Balg und gewahrte daran noch ein Barthaar. Habgierig verlangte er, daß auch dieses mit Gold verhüllt würde. Odin zog den verhängnißvollen Ring der Zwietracht vom Finger und indem er das Haar verhüllte, wiederholte Loki den Fluch des Zwergen. Reidmar ließ sie nun ihres Weges weiter ziehen und seit dem heißt dieser Schatz der Hort der Nibelungen; denn Reidmars Geschlecht war ein Geschlecht der Nacht und sie hießen die Nibelungen.

Es währte nicht lange, da traf der Glanz des Goldringes das Auge Fafners und es stieg in ihm das Verlangen nach dem Gute auf; denn er war der größte und grimmigste von den Brüdern und wollte alles sein nennen, was da war. Er stiftete auch Mimer seinen Bruder auf und sie giengen zu dem Alten und verlangten ihren Theil von der Sühne. Reidmar aber weigerte sich das Gold herauszugeben und verbarg es unter seinem Lager, damit es ihm nicht von den Söhnen entwendet würde und Tag und Nacht war der Hort seine Sorge und seine Angst.

Dem Fafner aber gieng der Ring nicht aus dem Sinne. In einer finsteren Stunde schlich er sich zu dem Lager des Vaters hin, zog das Schwert Balmung daraus hervor und stieß es dem schlafenden Vater ins Herz. Als Reidmar, der alte Zaubrer, sah, wie der treulose Sohn über das Gold herstürzte, da wiederholte auch er sterbend den gräßlichen Fluch, den er von Loki vernommen und foderte seine Töchter auf seine Ermordung zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0075-8

rächen. Sein letztes Wort war eine schreckliche Verwünschung, die er über den Sohn ausstieß. Die Fluchworte des sterbenden Vaters aber hatten Kraft und Fafner wurde augenblicklich in einen grimmigen Feuerdrachen verwandelt. Die Flammen glühender Gier und das Gift verzehrenden Neides schoßen aus seinem Rachen. Nichts kann seitdem seinen Durst stillen; es treibt ihn immer zu neuem Raub und Mord fort.

Mimer, sein Bruder, verlangte von ihm seinen Antheil von dem blutigen Erbe; als Fafner finster blickend ihn abwies, da schwur er ihm den Tod und darum hat er dich zu ihm hingewiesen und sein Blut zu trinken und sein Herz zu essen begehrt, weil auch ihn nach dem Golde des Fluches gelüstete. Loki, der listige tausendgestaltige Betrüger, der auch dies Unheil angerichtet, entgieng der furchtbaren Strafe seiner Frevel nicht. Er verübte noch manche ruchlose Wolfsthat und wurde immer trotziger und übermuthvoller bis er das Gräßlichste vollbrachte, das je des Menschen Herz ersonnen. Odin, der Vater der Asen, hatte einen Sohn, sein Antlitzt leuchtete wie die Sonne, Alle erfreute sein milder klarer Blick, und süß und weise waren seine Reden und jedes seiner Worte gieng in Erfüllung. Vor dem Lichte, das von seinem Antlitzt strahlte, wich das Unreine und floh die finstere Sünde. Er ward darum Balder, der Gute, genannt, und von allen Wesen, vernünftigen und vernunftlosen, geliebt und gepriesen. Keinen haßte deshalb Loki, der Finstere, Böse mehr als diesen und er wünschte sich lieber selbst den Tod, als daß er Jenem das Leben gönnte.

Böse Träume schreckten da den guten Balder. Das große Unglück ahnend, sandten die Asen Frigga, daß sie von allen Wesen der Erde: von Bäumen und Thieren und Steinen, von Krankheiten, Giften und Schlangen einen Eid nähme, daß sie Balder, dem Guten, der alle erfreute, nicht schaden wollten. Alle gelobten es ihr und nun stellten hocherfreut die Asen den leuchtenden Jüngling in ihre Mitte und warfen nach ihm zum Spiele mit scharfen Speeren und spitzen Steinen. Nichts verletzte ihn, denn heilig war er allen Wesen.

Loki stand auf der Seite und blickte mit neidischem Auge dem Spiele zu. Dann warf er ein Frauenkleid über; gieng zu Frigga und erzählte mit verstellter Freude ihr von dem Spiele der Asen und fragte sie listig, ob alle Wesen ihr den Eid geleistet und ob sie keines vergeßen. Frigga sprach: „Oestlich von Walhalla wächst ein Mistelreis, ich gieng daran vorüber, weil es mir allzu zart schien.“ Kaum hatte Loki das Wort vernommen, so gieng er alsbald hinweg und schnitt sich von dem Bäumlein eine Ruthe zum Pfeile herunter. Er kehrte wieder zu den Spielenden zurück und trat zu Hödur hin, der abseits stand und nicht mitspielte, weil er blind war. Ihm gab er den Pfeil in die Hand, und sagte, daß auch er dem geliebten Balder zu Ehren einen Wurf thun möge, er wolle seinen Arm führen. Der Betrogene schleuderte den Pfeil und Balder stürzte durchbohrt todt zur Erde nieder. Da wurden die Asen stumm vor Kummer und Schrecken und Einer blickte sprachlos den Anderen an; denn sie erkannten an Balders Tod ein Vorzeichen ihres eigenen

Verderbens und des Unterganges dieser ganzen sichtbaren Welt, weil der Fluch auf ihr laste, durch den Bösen, den sie in ihre Mitte aufgenommen und mit dem sie ihr Blut gemischt, doch verbot ihnen Odin Rache an dem Uebelthäter zu nehmen, weil der Ort eine geheiligte Friedensstätte war.

Mit großem Wehklagen verbrannten sie die Leiche auf dem Meere, alle Geschlechter der Menschen, selbst die Riesen von den Eisbergen kamen, der Leichenfeyer beyzuwohnen. Nanna, Balders Gemahlin, sprang vor Kummer das Herz und sie wurde ihm zur Seite verbrannt. Zuletzt trat Odin zu der Leiche und flüsterte ihr ein Wort ins Ohr. Niemand weiß, wie dieser Scheidegruß geheißen. Es sagen aber Einige, er habe ihm von einem fröhlichen Wiedersehen gesprochen.

Hierauf schickten die Asen Balders Bruder Hermodur hinab zur bleichen Göttin der Todten, um sie anzuflehen, daß sie den Ermordeten der Oberwelt wieder zurückgäbe. Hermodur ritt neun Nächte durch die tiefen Schattenthäler, die zu dem Leichenreiche hinabführen. Dann kam er an einen Strom und ritt über eine goldglänzende Brücke; eine Jungfrau trotzigen Blickes hütete dort mit Schild und Schwert den Uebergang. „Was willst du hier, rief sie ihn an, fünf Leichenschaaren ritten gestern hier hinüber und die Brücke erbebte nicht also; du hast nicht den Blick der Todten.“

Als Hermodur ihr von Balder sagte, hieß sie ihn weiter reiten immer gegen Mitternacht. Er kam an eine Burg, sprengte mit dem Roß über das hohe Gitterthor und trat in die Halle der leichenfarbigen Fürstin. Um sie her standen die Jungfrauen, die die Sterbenden hinabgeleiten, hinter ihr saß ein rother Hahn und ihr zu Füßen lagerte der Schmerz, die Ermüdung und die Entkräftung. Dort sah er den Balder und seine Gemahlin obenan sitzen. Auf seine Bitte aber erwiederte die Leichenfürstin: „Jetzt kann ich erproben, ob es wahr ist, was der Ruf verkündet, daß Balder so sehr von Allen geliebt wird. Die Rückkehr zum Lichte soll ihm gestattet seyn, wenn alle Wesen, die lebendigen wie die leblosen, seinen Tod beweinen.“ Balder gab seinem Bruder einen wundervollen Ring für Odin mit, daß er seiner gedenke, dann schieden sie und Hermodur kehrte zu den Asen zurück.

Diese sandten alsbald ihre Boten in die weite Welt hinaus zu allen Wesen, sie zu bitten, den Balder mit ihren Thränen zu erlösen. Die ganze Natur, alle Vögel des Waldes, alle Blumen des Feldes und alle Thiere der Erde klagten da um den Ermordeten, der ihre Lust und ihr Trost gewesen. Schon kehrten die Boten freudig heim, als sie in einer Höhle eine scheusliche Riesin sitzen fanden. Und diese sprach zu ihnen: „Keine Thräne mag ich um den vergießen, deß Leben und deß Tod mich nicht kümmert. Behalten soll ihn die bleiche Fürstin der Schatten.“ Aus dieser Rede glaubten die Boten zu erkennen, daß es kein anderer als der arge Loki war, der alte Mörder und Lügner, der die Erlösung Balders vereitelte und traurig kehrten sie heim.

Loki aber getrieben von Furcht vor Strafe und von den Schreckbildern seiner Frevel ver-

folgt, floh von dannen auf einen Berg. Dort baute er sich ein Haus mit vier Thoren nach den vier Winden. Nachts wachte er dort, des Tags aber wandelte er sich in einen Fisch und verbarg sich in einem Wasserfalle. Weil er aber fürchtete, daß sie ihn hier fangen möchten, so machte er sich selbst das kunstreichste Netz, um sich zu üben seinen Schlingen zu entkommen. Aber in dem eigenen Netze sollte sich die Bosheit fangen; denn wie er eben daran strickte, kamen die Asen. Schnell warf er das Netz ins Feuer und sprang in das Wasser. Doch die Asen sahen noch im Feuer die künstlichen Schlingen seines Zaubernetzes und machten sogleich ein ganz ähnliches, so breit wie der Strom, in dem er sich verborgen. Sie spannten es aus und giengen damit das Wasser entlang die listige Schlange zu fangen.

Loki schwamm vor dem Netze her und verbarg sich zwischen zwey Steinen und das Netz gieng über ihm hinweg. Doch konnten sie spüren, daß etwas Lebendiges unten daran gerührt hatte. Darum banden sie schwere Kugeln daran und das Garn senkte sich nun so tief auf den Grund, daß Loki nicht darunter hinwegschlüpfen konnte. Er schwamm fort bis zur Mündung des Stromes; da sahen sie ihn plötzlich hinüberspringen und zum Wasserfall zurückschwimmen. Sie kehrten also zum dritten Mal zurück, theilten sich in zwey Schaaren und Einer von ihnen, Thor, der Starke, gieng mitten durch den Strom. Loki wurde wieder bis zum Meere hinabgedrängt, er fürchtete sich jedoch hineinzuschwimmen und sprang wieder in die Höhe. Da faßte Thor ihn blitzschnell; glatt aber, wie er war, witschte er ihm durch, doch am Schwanze blieb er hangen.

Sie trugen ihn sogleich in eine finstre, tiefe Höhle, und richteten dort drey Steine auf, durch die sie ein Loch bohrten. Ein Sohn Lokis fraß da, in einen Wolf verwandelt, seinen Bruder auf und mit den Därmen dieser höllischen Brut banden sie den Vater an den Steinen fest, denn kein ander Band mochte ihn halten. Dann trat eine Riesin herzu, deren Vater er ermordet, und hieng über ihm eine giftige Schlange auf, die ihr brennendes Gift auf sein Antlitzt träufelte. Doch ließen die Asen Sigyn, sein Weib, bey ihm, daß sie ihm in der Qual beystünde. Sie hält von dem an eine Schaale unter die Schlange und fängt das Gift auf. Nur wenn sie hinausgeht, um die volle Schaale auszugießen und dann das Gift, wie Feuer, auf sein Antlitz tropft, dann krümmt er sich vor Qual, daß die ganze Erde erbebt. Und so muß er liegen, bis zu jenem Tage, wo einst Himmel und Erde zusammenstürzen werden, und bis dahin wird auch der Kampf mit seiner giftigen Brut, mit den Riesen, den Zaubern und Drachen währen, den die Stammväter, die hohen Asen begonnen und den Ihr die Helden nun fortführet.“ Der Riese hatte, während König Euglein dieses mit sehr ernster und feyerlicher Miene erzählte, seinen Kopf auf die beyden Hände gestützt und war eingeschlafen; es wird in dieser denkwürdigen Geschichte nicht gemeldet, ob ihn die Länge der Erzählung oder die Tiefe seiner Wunden so sehr ermüdete. Gewiß aber ists, daß Siegfried ihn nur mit großer Mühe aus dem Schlafe auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0078-5

weckte. Rasch schritten sie weiter und kamen in die vierte Halle, die alle früheren, wie Euglein vorausgesagt, an wunderbarem Glanze übertraf.

Rings um die Wände brannte Feuer, weiße Flammen und blaue und rothe und grüne schlugen in einander und bildeten allerlei Gestalten, Blumen und Vögel und Thiere. Dann sprühten plötzlich tausend Funken hervor und gestalteten sich in der Luft zu funkelnden Sternen, goldenen Kronen und Blumenkränzen und dazwischen schlangen sich feuerfarbige Blätter und bildeten Lauben. In der Mitte der Halle aber war ein Becken mit einem goldenen Reif, aus seiner Mitte wuchs eine Esche hervor, die bis an die Decke der Halle reichte, der Boden aber worin sie stand, war heller Krystall, so daß man alle ihre Wurzeln sehen konnte, als ob sie in einem klaren See stünde.

Siegfried konnte sich nicht genug über diesen Baum wundern, so kunstreich hatten ihn die Zwerge gemacht. Er reichte bis zur blauen Decke der Halle. Grüne Blätter und goldene Früchte schmückten die weit ausgebreiteten Aeste und honigsüßer Thau triefte davon herunter. Oben auf dem höchsten Wipfel saß ein königlicher Adler mit klarem, forschendem Blicke und breitete sein weites Gefieder aus, auf seinem Kopfe aber stand ein Habicht. Unten auf dem Boden waren auf den vier Seiten vier Hirsche, reckten die Köpfe nach aufwärts und fraßen an den Blättern des Baumes.

Drei Wurzeln liefen von ihm aus in das krystallene Becken. Die mittlere gieng tief hinunter in den Abgrund. Dort lag ein ungeheurer Drache, in Finsterniß gehüllt, giftschillernd und nagte unablässig an der Wurzel. Um ihn her krochen tausend giftige Schlangen und hungrige Wölfe und ein düsterer Nebel stieg da auf. In seiner Mitte stand ein Stuhl, darauf saß bleichen Antlitzes und schwarzen Gewandes eine gekrönte Frau, hinter ihr auf der Lehne des Stuhles stand ein großer feuerfarbner Hahn und zu ihren Füßen graste ein rabenschwarzes, flammenschnaubendes Roß bey einer rauschenden Quelle. Die zweyte Wurzel lief von der Esche aus nach Norden, dort lagen Eismaßen auf einander gethürmt und darinnen saßen große Riesen rings um ein ungeheueres Horn, aus dem eine Quelle hervorsprudelte. Dieser Wurzel gegenüber lief die dritte, sie war ganz von Licht umgeben und bey ihr quoll aus einem Brunnen himmelblaues Wasser; zwey weiße Schwäne schwammen darauf; und drey leuchtende Jungfrauen standen an dem Rande und schöpften in goldenen Krügen das reine Wasser auf und begoßen damit den Baum. Um den Brunnen herum aber standen zwölf Königsstühle und darauf saßen Fürsten und Fürstinnen mit goldenen Kronen. In geschäftiger Eile lief ein Eichhorn den Stamm auf und ab, von dem Adler in dem Wipfel zu der alten Schlange in dem Abgrund.

Siegfried staunte das Alles an und fragte alsdann den Zwergen, was der Baum zu bedeuten habe. Das ist, erwiederte der weise König, die berühmte Esche Ygdrasil, ein Bild der Welt. Die Blätter des Baumes sind die Wolken, und die goldenen Früchte, die daraus hervor schimmern, sind die Sterne des Himmels. Der Adler aber, der da oben

schwebt, das ist der König des Himmels, der mit forschendem Auge das Weltall überblickt. Der Stamm ist die Erde und davon geht eine Wurzel hinab in die Tiefe, dort sitzt die Fürstin der Unterwelt, neben ihr grast das Roß, welches die Todten aus dem Leben zu ihr hinab bringt und hinter ihr sitzt der rothe Hahn, wenn der zu krähen anfängt, dann stürzt die Welt zusammen. Der feuerspeiende Drache und die Schlangen das sind die unterirdischen Feuer und die wilden Stürme, die Erde und Meer erbeben machen, und die wilden Begierden und Leidenschaften, die das Herz des Menschen zerstören und sein Leben untergraben und fort und fort nagen bis der Baum zusammenbricht. Der schöne Brunnen mit den goldnen Stühlen an der zweyten Wurzel zur Rechten, ist der Süden der Welt. Die drey Jungfrauen sind die drey Nornen, die den Lebensfaden des Schicksals spinnen. Die zwey Lichtschwäne sind Sonne und Mond und rings herum glänzen die Himmelsfürsten mit ihren Kronen.

Die Wurzel links aber ist der Norden der Erde, dort stehen die hohen Eisberge, dort entspringt das Meer, und dort liegt das große Horn, aus dem am jüngsten Tage, wenn die sechs Weltwinter abgelaufen, zur großen Weltschlacht geblasen wird. Sein Ruf wird dann vom höchsten Himmel bis zur tiefsten Unterwelt dringen, die Blätter des Baumes werden rauschen vor Angst, und seine Aeste werden zittern, die Erde erbeben und das Meer aufbrausen. Dann brechen alle Bande, die Weltschlange taucht mit Riesenwuth aus dem Wasser auf, der Wolf springt heulend aus dem Abgrund und sperrt den Rachen gegen den Himmel auf, die Zwerge seufzen am Felsenthor, qualmendes Feuer rast um den Weltbaum, Sonne und Mond werden von den Wölfen der Finsterniß verschlungen, und die Sterne fallen vom Himmel. Dann wird es Nacht und Loki erscheint mit allen seinen bösen Geistern der Hölle und dann stürzen ihm entgegen die Helden zum letzten großen Weltkampfe. Der Gott, der zuerst dieses All erschaffen und das Licht in die Welt gesendet, wird mit seinem reinigenden Sühnung feuer alsdann die verderbte verzehren. Ist aber die letzte Schlacht geschlagen, haben die sterbenden Helden die Mächte der Finsterniß besiegt, und haben die Flammen die Welt verschlungen: dann bricht ein neuer ewiger Morgen am Himmel an. Eine neue glücklichere Erde wird aufsteigen, die Saaten werden von selber sproßen und lichte Wasserfälle auf das leuchtende Grün der Wiesen fallen. Dann werden die Guten ihren Lohn erhalten und zum seligen Spiele die ehrenen Tafeln ewiger Weisheit wieder empfangen, die sie im Anbeginn der Zeiten verloren. Die Bösen aber: die Meineidigen, Mörder und Verführer werden im Schlangensaale auf dem Leichenstrande in Giftströmen waten und der alte Drache mit seiner Brut in den Abgrund stürzen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0080-5

Dreyzehnte Aventüre.

Wie Siegfried die Königstochter zuerst erblickt und von ihr empfangen wird.

So sprechend traten sie durch eine eiserne Thüre in ein hohes Gemach. Rings an den Wänden hiengen in doppelten Reihen Helme und Schilde und dazwischen in wilder Unordnung prächtige goldgestickte Gewande, silberbeschlagene Trinkhörner und seidene Banner. Aber alles sah öde und wüste aus, die Gewänder waren mit Blut befleckt, die Schilde und Helme verrostet, über die Trinkhörner hatten große Spinnen ihre Netze gezogen, und die Banner waren vom Rauche gelb geworden. An der Unordnung, in der alles aufgestellt war, konnte man gar leicht erkennen, daß es geraubtes Gut war. Doch das schrecklichste in dieser Raubhöhle des Drachen waren schwarze eiserne Säulen, die durch die Halle hindurchliefen, um sie herum waren Geweihe von Hirschen und Auerochsen befestigt und in jeder Spitze dieser Geweihe steckte ein nackter Schädel. Siegfried durchlief mit seinen Augen, das blitzende Schwert in der Hand, das ganze Gemach, es war aber weder der Drache noch die Jungfrau darinnen zu sehen. Nur war es ihm, als vernähme er ganz in der Nähe einen Gesang, er gieng darauf zu, da sah er durch einen hohen gewölbten Gang hinaus in die weite Landschaft, am Ende des Gewölbes erblickte er eine Jungfrau auf einem Felsenstein die Harfe in der Hand. Sie blickte hinab in die waldigen Thäler und sang und spielte und ein Falke saß oben auf der Harfe, als horche er zu. Siegfried blieb mit seinen Begleitern stehen und lauschte, sie aber sang also:

Mein Vater saß im Heldensaale,
Und trank den rothen kühlen Wein;
Der König trank aus güldner Schaale
Zu Worms am dunkelgrünen Rhein.

Die Mutter hielt den seidnen Faden
In ihrer lilienweißen Hand;
Sie stickte kühner Helden Thaten
Ins goldgewirkte Schlachtgewand.

Und Würfel warfen meine Brüder
Um Schwert und Roß, um Helm und Schild;
Und ich, ich sang im Erker Lieder
Von Helden stark und kühn und mild.

Da stieß aus hoher Luft hernieder
Ein Drach vor dem dem Auge graut,
Er flocht den Schweif um meine Glieder
Und sprach: komm mit du schöne Braut!

Dem Vater mein entfiel die Schaale,
Die Mutter rang die weiße Hand,
Die Brüder griffen nach dem Stahle,
Umsonst! der Drach mit mir entschwand.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0081-1

Nun lange, lange mag ich singen,
Mein Lied auf fernem Drachenstein,
Nicht wird mein Leid hinüber klingen
Zu euch am dunkelgrünen Rhein.

Nun lange, lange mag ich klagen;
Es ist ins Thal so tief! so tief!
Nicht kann ich meinen Jammer sagen,
O, daß im kühlen Grab ich schlief!

Hier hielt die Sängerin inne von heißen Thränen unterbrochen, doch schnell griff sie wieder und immer stärker in die Saiten und sang weiter:

Doch sprich, bist du geschlagen
In Feßlen an den Stein?
Was hält dich ab zu wagen,
Zu wagen frey zu seyn?

Ein Sprung ja kann dich retten,
Was zauderst du so lang?
Sind Angst und Furcht die Ketten?
Ist vor dem Tod dir bang?

O nein im Herzen lebet
Der Väter Heldengeist,
Der vor Gefahr nicht bebet,
Den Tod willkommen heißt.

So rauschet ihr Saiten
Und töne Gesang,
Ihr sollt mich geleiten
Auf schwindelndem Gang;

Die Seele verlanget
Von hinnen, von hinnen,
Dem Wurm zu entrinnen.

So wehet ihr Winde
Und hebet mich auf,
Und tragt mich geschwinde
In flüchtigem Lauf
Wo Blumen sprießen
Auf lachenden Wiesen.

Auf luftigen Wegen
Verlaße mich nicht,
Hochheilig dein Segen
Du göttliches Licht!
O laß mich entrinnen
Den bösen Gewalten
In Drachengestalten;

Als sie das Lied geendet, trat sie zum Abgrund hin, in dem Augenblick aber sprang Siegfried hinzu und hielt sie zurück: „Halt ein! du edle Königstochter," sprach er, „hier steht Siegfried, König Siegmunds Sohn, der will sterben oder den Drachen in diesen Abgrund schleudern. Laß drum ab von dem Weinen, dein Jammer soll sich in Freude wandeln, und der Drache im Staube vor dir sich winden und deine Thränen mit seinem Herzblut bezahlen." „Habe Dank du edler Held für deine Hülfe, doch eile von hinnen, denn mich kannst du nicht retten, nur sterben kannst du hier und meinen Schmerz vermehren." „Nein," erwiederte Siegfried, „hier will ich für dich kämpfen, denn schärfer als Eisen und Gift würde mir die Schande das Herz zerreißen. Ein Kind noch gelobte ich: nie vor Feuer und Schwert aus Furcht den Rücken zu kehren." „Du weißt nicht, was du sprichst, entgegnete die Jungfrau, thöricht ist der Kampf mit dem Uebermächtigen. Willst du dich dahin stellen, wo der Blitz einschlägt? Kein Schwert haftet auf seinen Schuppen und jeder Stahl schmilzt vor seinem Flammenstich. Darum kehre zurück und bringe meinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0082-6

Eltern und Brüdern meinen letzten Gruß.“ „Nicht hieß ich der Sohn König Siegmunds, nimmer getraute ich mir meinen ruhmreichen Ahnen in das Aug zu schauen und mit ihnen die große Weltschlacht zu schlagen, wenn ich wie ein Feiger fliehen würde. Nie hat Furcht die Ehre unseres Geschlechts befleckt und wenn mein Schwert mir in der Hand blitzt, dann kann nur der Sieg oder der Tod es in die Scheide stoßen.“ „Ach, dein Schwert,“ fiel ängstlich der Zwerg ein, „wird dir wenig helfen. Nur Ein Schwert, Balmung, das Schwert der Nibelungen, mit dem Fafner seinen Vater erschlagen, vermag ihm den Todesstreich zu geben. Darum hält er es wohl verborgen, und kann die Jungfrau uns dies Geheimniß nicht entdecken, dann ist aller Kampf vergeblich.“ Die Königstochter sagte, sie habe nie etwas von diesem Schwerte vernommen. „Dann glaube ich,“ entgegnete finsterer der Zwerg, „daß unser Aller Todesstunde nicht mehr ferne ist, denn niemals wirst du mit dem Schwerte, das du bey dir führst, den Drachen erschlagen und deß will ich dir ein Zeichen geben.“ Damit sprang er schnell in den Saal und kam zurück mit einem großen alten Schild, den er mühsam nachschleppte. „So wenig dein Schwert die Drachenhaut durchschneiden wird, die über diesen Schild gebreitet ist, so wenig wird es an dem Drachen haften.“ Siegfried schwang sein Schwert mit beyden Händen und that einen so ungefügen Schlag, daß es durch alle Hallen des hohlen Berges hindurchdröhnte; aber der Schild blieb unversehrt und sein Schwert, das scharfe, brach oben am Griffe ab. Darüber waren alle aufs äußerste bestürzt, der Zwerg jammerte laut und die Jungfrau bat ihn aufs neue eilig zu fliehen, allein Siegfried blieb unerschrocken, er wich keinen Schritt zurück und sprach: „Dem Helden gilt mehr ein guter Muth als ein gutes Schwert und der ist mir nicht gebrochen; noch sind meine Arme stark und damit will ich den Drachen erwürgen. Denn dem Rechte wird Gott Stärke und Sieg verleihen.“

„Weil du denn ein also kühner Held bist,“ begann hierauf der Riese, der bis dahin geschwiegen hatte, „und dein Edelmuth mir das Leben geschenkt hat, so sollst du auch jetzt meines Dienstes genießen. Ich lag einmal hier oben bey dem Drachen, er hatte eben einen harten Kampf bestanden und warf sich unruhig im Traume auf seinem Lager hin und her und rief: „Ho, ho, sie können mich doch nicht tödten, wissen sie doch nicht, daß drüben in der Ecke das Schwert verborgen liegt.“ Ich suchte hernach in der Ecke und fand es auch, hebe nur dort den Stein hinweg und du wirst da einen Ring finden, worunter es liegt.“ Siegfried sprang hocherfreut dahin, nahm den Stein hinweg, hob den Ring mit beyden Händen auf und gleich einer hellen Flamme lag darunter das blitzende Drachenschwert. Er bückte sich, es hervor zu heben, da zückte aber der treulose Riese seinen Dolch und stieß ihm damit in den Nacken, nach der Stelle, wo das Lindenblatt hingefallen war. Doch Euglein fuhr ihm, während er ausholte, mit seinem Ringe so heftig in die Kniee, daß der Riese wankte und die Spitze des Dolches abglitt. Nun aber umschlang der Riese von hinten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0083-2

den Helden mit beyden Armen und schleppte ihn, wie sehr auch die Hunde über ihn herfielen, zum Abgrunde.

Die Königstochter fiel weinend auf ihre Kniee, rang ihre Hände und betete zu Gott, der Riese lachte laut auf seines Sieges gewiß; Siegfried aber schlang seine Arme um den Leib des Eidbrüchigen und griff ihm so gewaltig in seine tiefen Wunden, daß ihm alle Kraft entschwand und Hören und Sehen vergieng. Sein schwarzes Blut floß in breiten Strömen heraus, er brüllte und verfluchte sich und den Helden, an dem er sich noch mit letzter Kraft festhielt, um ihn mit hinab in den Abgrund zu reißen. Doch es half ihm nichts. Siegfried wandte sich los und stürzte ihn die Felswand hinab. Mit dumpfem Schalle fiel er in die ungeheure Tiefe und da, wo er hinabstürzte, brach eine mächtige Eiche und bedeckte seinen Leichnam.

Letzte Aventüre.

Siegfrieds Drachenkampf.

Siegfried wollte nun gleich die Schärfe des Schwertes versuchen und es glitt durch den Drachenschild wie Wasser und fuhr tief in den Felsen hinein. Alle waren deß von Herzen froh, nur der kluge Zwerg machte noch bedenkliche Mienen und sprach: „Der härteste Kampf steht dir noch bevor, es thut dir Noth dich mit Speis und Trank zu laben.“ Sogleich bließ er in sein kleines Silberhorn und auf den klaren Ton kamen überall aus den Felsenspalten graue und weiße Zwerge hervor. Sie breiteten einen Teppich aus und brachten Speise und Trank aller Art. Siegfried setzte sich nieder und aß und die Jungfrau reichte ihm ein goldenes Trinkhorn mit den Worten dar: „Heil dem Helden aus Niederland, Heil dem kühnen Siegmundsohn; Heil dem Drachenkämpfer Siegfried!“ Er trank den Becher aus und sprach: „Noch nie war mein Muth so freudig und gelüstete mich so sehr nach der Eberjagd in meines Vaters Wäldern, als nach dem Kampfe mit diesem grimmigen Neiddrachen, dem Hüter des Hortes der Nibelungen. Stünden meine Väter hier im Kreise, wie sie daheim stehen an den Wänden unserer Halle, sie sollten sich des Kampfes erfreuen und weithin soll der Klang meines Schwertes erschallen und manches Heldenherz ergötzen. Es mag nun kommen wer da will, ich fürchte auf der Erde Niemand und stehe hier auf dem Steine mit geschwungenem Schwerte ganz zum Streite bereit.“

Und wie er so sprach, siehe da fieng es an zu brausen und zu schallen, als ob das Hochgebirg alles in Trümmer fiele, die Jungfrau erschrack heftig, Siegfrieds Augen aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0084-8

leuchteten wie zwey Schwerter und er hieß sie gutes Muthes seyn, sprechend: „Der Gott des Lichtes hat uns das Leben gegeben und wie will der Drache der Finsterniß es nehmen; mein scharfes Flammenschwert soll ihn blenden, daß er den Tag nicht mehr von der Nacht unterscheidet.

Der Drache kam jetzt, da die Abenddämmerung aufstieg, langsam, wie eine schwarze Gewitterwolke herangeflogen, Siegfried trat ihm entgegen an den Rand des Felsen. Neben ihm standen seine beyden Hunde; die Jungfrau aber wich zurück und der Zwerg setzte seine Nebelkappe auf und schlüpfte in eine Felsenspalte.

Dreymal flog der Drache spähend um den Stein herum, denn noch hatte er den Helden nicht erblickt. Als er sich aber niederlaßen wollte und seiner ansichtig wurde, sprühte er zornig blaue Flammen und schlug mit dem Schweif. In einem Augenblick war Siegfrieds Schild über und über blau und glühend heiß, seine treuen Hunde wollten auf das Ungeheuer los, sie stürzten aber sogleich beym ersten Anhauch winzelnd todt zur Erde. Immer gewaltiger schoßen die giftigen Flammen auf ihn los; er mußte, um sich abzukühlen, in den gewölbten Gang des Berges zurückweichen. Der Drache konnte ihm dahin nicht folgen, weil der Gang zu enge war, Feuer schnaubend stand er vor dem Eingang und wußte nicht, wie er hinein könnte, und Siegfried wußte nicht, wie er mit seinem Schwert an ihn heran könnte.

In dieser Noth sah er sich überall um, da lag neben ihm ein mächtiger Stein, den zehn Männerhände nicht aufgehoben hätten. Seiner Väter eingedenk, faßte er ihn und warf ihn der giftigen Schlange in den gähnenden Schlund. Und nun die Flamme gedämpft, sprang er mit Schwert und Schild auf den Drachen los und schlug ihm aufs Haupt, einen Schlag über den andern.

Aber die Hiebe wollten anfänglich nicht haften, die Schuppen waren hart wie Diamant und das Schwert prallte zurück. Wie er nun mit aller Macht darauf los schlug, da hörte er plötzlich einen gar kläglichen Ton und es wollte ihn bedünken, es wäre die Stimme des Zwergleins und er rufe nach Hülfe aus dem Rachen des Drachen. Und es war auch also, denn der kleine Zwerg hatte unsichtbar mit seiner Nebelkappe in dem Steine gesessen, den Siegfried in des Wurmes Rachen geschleudert. Er schrie nun aus Angst, weil er fürchtete, Siegfried möge ihn erschlagen.

Sowie der Drache den Ruf des Unsichtbaren hörte, wandte er sich um, im gleichen Augenblicke aber führte Siegfried einen mächtigen Streich auf seinen Hals, dahin, wo die Schuppen im Drehen ein wenig von einander giengen. Das Schwert fuhr in den Hals hinein und die Flammen, denen der Rachen versperrt, drangen jetzt zu der Wunde an der Seite heraus, so daß Siegfried vor ihnen sicher war. Der kleine Zwerg schlüpfte zu der Wunde heraus und floh eilig von dannen. Der scharfe Schmerz machte den Drachen noch rasender, er fiel über Siegfried her, riß ihm das Schild herunter und zer-

rieb es wie morsches Holz, dann fuhr er ihm nach dem Kopfe. Grimmig aber ward da der Held und fester faßte er sein Schwert und schlug ihm die rechte Tatze herunter. Immer wilder brüllte der Drache vor Wuth, schlang um ihn herum den Schweif und wollte ihn in seine Ringe einflechten. Doch Siegfried sprang in einem Satze hoch aus dem Schweif heraus. Und nun rannte er mit solcher Gewalt gegen den Drachen an, daß er ihn rücklings zu Boden warf, faßte sein Schwert mit beyden Händen und mit dem ersten Schlag schlug er ihm das Schwert zwey Spannen tief in die Brust, mit dem zweyten schnitt er ihm das Herz durch und durch, daß das Schwert tief in den Stein fuhr und da er den dritten Streich thun wollte, da stürzte er selbst besinnungslos neben dem Ungeheuer nieder, das sich im Todeskampfe in dem eigenen Feuer verzehrte.

Das war der große Kampf mit dem schwarzen Giftdrachen, der den Hort des alten Fluches hütete und durch ihn hat der Held aus Niederland so hohen Ruhm vor allen seinen Vätern gewonnen. Der Klang seines scharfen Schwertes auf dem Drachensteine hat viele Jahrhunderte hindurch, von der See im Nord bis zu den Bergen und der See im Süden, in vielen Heldenliedern, die zu seiner Ehre gesungen wurden, fröhlich wieder geklungen. Und von ihm sagen die alten Sänger: wenn des Ruhmes teutscher Helden gedacht werde, dann würde vor andern Siegfried der Drachentödter genannt werden, der vor allen der Herrlichste gewesen und sein Name werde nicht vergehen, so lange teutsche Lieder gesungen würden.

Bleichen Gesichtes und schwarz um den Mund lag der kampfmüde Held eine lange Weile, da holte er wieder von neuem aus tiefer Brust Athem und schlug die Augen auf; aber wie groß war sein Schmerz, als er die Königstochter bleich und regungslos, einer Todten gleich, neben sich liegen sah. Er sprang auf, nahm sie in seine Arme, rief ihren Namen, aber sie wollte nicht erwachen und gab kein Zeichen des Lebens von sich; nun begann der Held laut zu klagen über sein Mißgeschick, als endlich Euglein, der Zwerg, herbeygeschlichen kam. Er schaute sich zuerst nach allen Seiten um und als er den Drachen erschlagen sah, wurde er überaus frohgemuth. Sogleich gieng er zur Jungfrau hin, nahm aus seinem Gürtel eine Wurzel und von ihrem Geruch erwachte sie alsbald zu neuem Leben. Und wenn nun einer sagt, es hätten sich Siegfried, der Held aus Niederland und die schöne Königstochter vom Rheine nicht höchlich des Sieges gefreut, dann sage ihm, daß er gelogen habe. Ihre Freude war im Gegentheil so groß, daß sie unbeschreiblich ist und man also am besten ganz davon schweiget. Auch der König Euglein wurde so guten Muthes über die Erlösung aus der Knechtschaft des Drachens, daß er den Helden bat, sich eine Gnade von ihm auszubitten, es möge seyn was es wolle, Gold oder Edelsteine, köstliche Geschmeide oder Waffen, Alles stünde ihm zu Gebote.

Siegfried dankte ihm für sein Anerbieten; daß er die Jungfrau errettet und Heldenruhm erworben, dieß sey ihm Lohnes genug; wolle er ihm aber einen Gefallen erweisen, so

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0086-9

Hei wie da ward gerungen in heißem, heißem Sturm
Als Siegfried schon umschlungen erschlug den grimmen Wurm.

möge er, als ein der Zukunft kundiger, ihm sein Geschick verkünden. Der Zwerg erwiederte, daß geschehen solle, was er begehre; legte zur Hand seinen hellstrahlenden Schild auf eine steinerne Tafel, hielt eine Handvoll dürren Grases gegen die Sonne; es loderte gleich in heller Flamme auf und nun streute er in den Schild ein seltenes Rauchwerk darüber. Alsbald verbreitete sich ringsum ein gar wunderbarer Geruch, der Zwerg aber athmete den Dampf ein, seine Augen schloßen sich und er begann, wie aus tiefem Schlaf, folgende Beschwörung zu sprechen, indem er einen kostbaren Ring an seinem Finger umdrehte:

Wie die Falken in den Höhen spähend,
Fluges Kreise drehend,
Auf den Auen, in den Seen
Beute schauen;
Sieht der Weise,
Drehend an dem Zauberringe
Durch die grauen
Zeitenkreise,
Spähet
Ferne Dinge.

Hierauf hielt er eine Weile inne, dann wieß er mit dem Finger nach Mittag zu, zeigte rechts und links, als ob allenthalben Gestalten ihn umschwebten und verkündete Siegfrieds Hochzeit mit Kriemhilden also:

Rosengarten überm Rhein,
Wiesen ganz voll Sonnenschein;
Bächlein klar,
Hirsch und Rehe, Paar und Paar;
Lauben viel, voll Saitenspiel,
Lindengang, voll Vogelsang;
Rings von Seid ein Faden fein,
Schließt den Rosengarten ein;
Hüter ist manch kühner Held,
Bey der Linde breitem Zelt;
Von den Zweigen in die Rund,
Wehen tausend Wimpel bunt,
Um den Königsstuhl gar fein,
Ganz von Gold und Elfenbein.

Nach dem Lindenbaume schauen
Schöne Frauen;
Nach den Frauen stolze Helden,
Wie die Sonn in Himmelszelten,
Strahlet einer der Gesellen,
Wie der Mond in Rheineswellen
Strahlet der Jungfrauen eine;
Und sie weiß es nicht alleine.
Er gibt ihr den Ring von Gold,
Ihn umarmt sie lieb und hold,
Alle Mägdlein jauchzen hell,
Alle Helden rufen schnell:
Heil dem Siegmundssohne Heil und Preis,
Ja dies ist ein Paradeis.

Und ein Weib mit bleicher Wange,
Finster schauend, wie die Schlange,
Reicht der Braut drey Röselein;
Nimm, die süßeste ist dein!
Wehe Braut! nun hüte dich,
Weh! sie nimmt, ein Dornenstich,
Ritzt die weißen Finger gleich,
Braut, wie wirst du also bleich!
Braut, wie wirst du also roth.

Wieder schwieg der Zwerg eine Weile, und begann dann nach Abend gewendet von Siegfrieds Tod also zu singen:

Jägerruf und Jagdhornklänge,
Wölf und Bären im Gedränge;
Durch die Büsche rauscht ein Schwein,
Schnelle Hunde hintendrein.

Füchse schleichen in den Grüften;
Vögel schwirren in den Lüften;
Auf der Flucht zwey weiße Reh;
Und ein Hirsch im grünen Klee.

Ist's ein Ruf vom Heldenhorne!
Horch, es tönt am Felsenborne,
Durch die finstre Waldesnacht,
Wo die Sonne niemal lacht.

Wehe! auf dem höchsten Zweige
Einer alten dürren Eiche,
Krächzen Unglücksraben drey
Ihren heißren Leichenschrey.

Und zur kalten, kalten Quelle
Rinnet warme Bluteswelle,
In den wilden Blumen roth
Schläft ein Heldenjüngling todt.

Heulend will sein Hund ihn wecken,
Aus der Wund den Tod ihm lecken,
Auf der Brust sein Falke treu
Läßt die Raben nicht herbey.

Keine Scharten in dem Schwerte,
Und es lieget an der Erde
Unverletzt sein güldner Schild,
Drauf gemalt ein Drachenbild.

In der Burg daheim zwey Frauen,
Hey wie die so trutzig schauen,
So sich schauen ins Gesicht,
Zorn und Gram, und sprechen nicht.

Jetzt zwey Männer blutbefleckt
Treten ein, und aufgeschreckt
Schreit die eine schmerzlich hell;
Lacht die andre schneidend grell.

Jene trinkt aus goldner Schaale,
Die'se sinkt im hohen Saale;
Jene trinkt mit bittrem Hohn
Diese sinkt mit Rachedroh'n.

Zum letzten wandte sich der Zwerg gegen Mitternacht und sang mit dumpfer Stimme der Kriemhilden Rache:

Heldenfest im hohen Saale,
Jeder Gast trägt seinen Kranz,
Eine Schlacht wird aus dem Mahle,
Und ein Schwertgang wird der Tanz.

Schlachtruf füllt die Königshalle,
Und die lang verhaltne Wuth
Bricht hervor beym Hörnerschalle,
Fordert zornig Blut für Blut.

Schild und Schwerter rings erklingen,
Grimmig kämpfen Stahl und Erz,
Weit umher die Funken springen,
Und es bricht manch kühnes Herz.

Und es sinkt mit seinem Schwerte
In dem Kampfe Held um Held,
Garb an Grabe deckt die Erde
Auf dem grimmen Erntefeld.

Dicht am Herzen, in den Armen,
Ruht der Feind dem Todesfeind;
All ihr Grimm scheint nun Erbarmen,
Da der Wunden Blut sie eint.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0090-4

Im Siegesglanz dem hohen das Glück des Helden lacht;
Doch ferne Blitze drohen im Schooß der alten Nacht.

Fackelschwingend durch die Leichen
Wandelt in dem blutgen Thau,
Wie ein drohend Rachezeichen,
Eine thränenbleiche Frau.

Hochauf lodert rings die Halle,
Schneidend durch die Flammennoth,
Singt sie sterbend: »Alle, Alle
Starben wir um Siegfrieds Tod.«

So sang der Zwerg von dem Geschick künftiger Tage, Siegfried und die Jungfrau wurden von seinen bedeutsamen Reden im Herzen bewegt. Obwohl sie nicht alles, was er sprach, verstanden hatten, so erkannten sie doch wohl, daß blutige Gestalten durch die Nebel, die das Ganze umhüllten, hindurchblickten und daß sie mehr von wilden Blitzen, denn von milden Sonnenstrahlen erleuchtet würden.

Nachdem der Zwerg geendet hatte, nahm er Abschied, sprechend, daß er tief hinab in die Berge steigen müße, wohin seine Zwerge, um den Ausgang des Kampfes besorgt, geflohen wären; dort wolle er ihnen die frohe Siegesbotschaft bringen. Dann wünschte er dem Helden wohlzufahren und versprach ihm, wenn er seiner bedürfe, mit seiner ganzen Macht und seinem ganzen Reichthum zur Hülfe bereit zu seyn. Zwey Roße werde er unten am Ausgange der Höhle finden mit allem Zubehör. Siegfried dankte ihm und der Zwerg verschwand in einer Felsenspalte.

Der Held und die Königstochter ruhten, ehe sie von dannen schieden, oben auf dem Drachensteine aus und schauten in die unabsehbare Ferne hinaus, über die hohen waldbewachsenen Gipfel der Berge, durch die grünen Matten der Thäler, über die öden Haiden und die silbernen Ströme hinab. Dann besahen sie noch einmal Alles in der Höhle und kamen auch an das Lager des Drachens, das er sich aus Löwenfellen zurecht gemacht hatte. Siegfried hob die Felle auf und es fuhr ihm ein blendender Glanz in die Augen und der Hort und der Ring lag vor ihm. Da vergaß er der warnenden Worte des Zwergen von dem uralten Fluche, der auf dem Golde der Nibelungen ruhte, er nahm den Schatz des Neides und der Zwietracht und also giengen denn später die Worte Eugleins in Erfüllung, und er und sein ganzes Geschlecht ist von dem Schwert und den Flammen vernichtet worden, gleich denen, die ihn früher beseßen. Der Hort aber wurde in den Rhein versenkt, wo er ruhen möge, bis ihn eine heilige Hand findet, über die der Fluch keine Gewalt hat.

Hier aber endet diese Sage und das weitere davon: wie Siegfried zu Worms in dem Rosengarten die Hochzeit feyerte mit Kriemhilde, wie er ruhmreich in scharfen Schlachten gestritten, große Heldenehre gewonnen und elendiglich von dem grimmen Hagen auf Brunhildens Anrathen im Walde ermordet ward, blutig aber von Kriemhilde bey den Heunen an ihren Brüdern und Verwandten gerochen, also daß um ihn die mächtigsten und berühmtesten Heldengeschlechter alter Zeit in König Etzels Burg erschlagen wurden, davon wird in anderen Sagen und Liedern gesagt und gesungen, wo du mehr davon hören kannst.

Die gute Stadt Worms aber, wo Siegfried seine Hochzeit gefeyert und wo er verrätherisch erschlagen worden, hat noch viele Jahrhunderte nachher aus Dankbarkeit für die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0093-2

Befreyung von dem grimmigen Drachen sein Andenken durch einen löblichen Brauch geehrt. Wenn ein Sänger ihrer Meisterschule öffentlich vor allem Volke seine Thaten so wohl zu singen verstand, daß die dazu bestellten Richter nichts zu tadeln fanden, so wurde ihm von dem Rathe der Stadt ein Stück Geld verehrt. In unserer ärmlichen Zeit wird wohl dieser alte Aberglauben nichts mehr gelten. Auch hatte ehedem die Stadt an verschiedenen Orten: an dem Rathhaus, an dem Mainzer Thore, an dem neuen Thurm und an der Münze, wo die Gebeine des Wurmes in eisernen Ketten hiengen, Siegfried und das alte Königsgeschlecht abmalen lassen. Und auch sein Speer wurde dort aufbewahrt und noch wird der Rosengarten dort gezeigt und als Kaiser Friedrich III. 1488 daselbst war, ließ er auf dem Kirchhof nach den Gebeinen des Helden graben, die Gräber aber fanden nichts. Gewiß jedoch ist, daß noch bis heute das Wappen von Worms der Schlüßel des Riesen ist, der den Stein aufgeschloßen, und der Schildhalter des Wappens der Feuerdrache, den Siegfried erschlagen, und daß sein Andenken in manchem Sängermunde und im Herzen des Volkes lebt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0094-8

Die allerletzte Aventüre.

Von einem kurzweiligen Kampfe, den zwey Hasen auf Siegfrieds Hochzeit gestritten.

Die Geschichte von den Abentheuern, die Siegfried der Schnelle auf seiner Fahrt nach dem Drachensteine bestanden, hätte von Rechtswegen hier ein Ende, nun wird aber am Schluße des Büchleins vom hürnen Siegfried eines lustigen Abentheuers gedacht, dessen sonst keine Erwähnung geschieht und das wir Kurzweil halber noch erzählen wollen; ob es aber wirklich geschehen, das werden zweifelsohne die am besten wissen, die dabey gewesen.

König Günther hatte sich nämlich einmal auf der Jagd verirrt, da half ihm ein Bauer wieder auf den rechten Weg, dafür hatte ihn der König zu einem Oberhirten über seine Heerden gesetzt und er wohnte fortan nahe bey der Königsburg. Mit Namen hieß er Jorkus und war der allerhasenherzigste Mensch auf Erden, den die Sonne je beschienen. Auch hinkte er an einem Fuße, weil er einmal geträumt, daß eine Gans ihn zu beißen drohte; da er in der Angst davonlaufen wollte, fiel er aus dem Bette und brach das Bein.

Nun war an dem Hofe des Königs ein Edelmann, ein verschlagener, listiger Schalk, dem nie wohler war, als wenn er andere aufs Eis führen konnte. Dieser gieng also vor dem Hochzeitstage zu Jorkus, dem Bauern, und sagte ihm, wie jetzt die schönste Gelegenheit gekommen sey, daß er vor dem König seinen Muth zeigen und große Ehre und Reichthum gewinnen könne. „Denn," sagte er, „Einer der Herzogen, die zu diesem Feste geritten sind, hat in seinem Gefolge einen Leibwächter, Namens Zivilles, der ist ein so banger Geselle, daß man ihn mit Erbsen in die Flucht blasen kann. Den fordere du zum Kampfe heraus auf dem Turnire, dem Brautpaare zu Ehren, vor dem König und seinem Hofe."

Sobald Jorkus nur das Wort Kampf hörte, machte er ein Gesicht, wie eine ohnmächtige kranke Henne, und erwiederte, daß er Zeit seines Lebens nie an einen Kampf gedacht, daß er noch niemanden den Hals gebrochen, als beynahe sich selbst, da er im Traume zum Bett herausgefallen; auch habe er einen natürlichen Abscheu vor Schwertern und allen stechenden und schneidenden Werkzeugen. Ueberdieß könne er schon seines hinkenden Fußes wegen nicht, sintemal er dadurch ja gar nicht dem Tod entlaufen könnte, was doch bey jedem Kampfe die Hauptsache sey.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0095-3

Der Edelmann erwiederte hierauf, er solle nur guten Muthes seyn: „denn hört Zivilles deine Herausforderung, so wird er vor Schrecken nicht kommen und dann hast du schon Ehre genug gewonnen, oder kömmt er ja, so wird er gewiß durchreißen, sobald er dich gewappnet und gerüstet vor sich sieht; denn er hat so viel Muth, wie eine wilde Ente und muß jedesmal die Augen zudrücken, wenn er nur ein blankes Schwert sieht. Und da ihr beyde zu Roße kämpfet, so hat es mit deinem hinkenden Fuße nichts auf sich.“ Nach vielem Hin- und Herreden willigte endlich der Jorkus ein und das hauptsächlich aus Furcht vor seiner Frau, die ihn übel zu richten möchte, wenn sie erführe, was für eine schöne Gelegenheit, Ehre und Reichthum zu gewinnen, er versäumt habe.

Der Edelmann gieng sogleich zum König und bat ihn um Erlaubniß zu dieser Kurzweil, er wolle schon dafür sorgen, daß keiner zu Schaden käme. König Günther gedachte, daß dem Brautpaare diese Lust wohl zu gönnen sey, sagte also, daß er ganz zufrieden wäre, wofern nur Zivilles dazu könnte überredet werden, was kein Leichtes sey.

Also gieng der Edelmann zu Zivilles und sagte ihm, wie er zu keinem andern Ende gekommen sey, als ihn im Namen des Jorkus, des Königs Oberhirten, Morgen um die neunte Stunde auf die große Stechbahn zu einem scharfen Lanzenbrechen vor dem König und seinem Hofe zu fordern. Wenig hätte gefehlt, Zivilles wäre über diese Worte in Ohnmacht gefallen, es überlief ihn ein kalter Schauder, er mußte sich niedersetzen und sprach dann mit beweglicher Stimme, wie er so lange zu leben gedenke, als es Gottes Wille sey, daß er nicht der Mann wäre, der Händel mit anderen suche, und wie er sich selbst nicht die Kehle abschneiden wolle, sie sich von einem anderen noch viel weniger aber abschneiden lassen.

Darauf sprach der Edelmann: dem möge seyn, wie ihm wolle, käme er nicht, so würde der König und der ganze Hof ihn auslachen und damit gieng er seiner Wege zu Jorkus, der sich sehr über die gute Botschaft freute.

Unterdessen aber schickte der Edelmann Andere zu dem Zivilles, die ihm zuredeten, er solle nur hingehen, er dürfe ja nur die Augen zudrücken und seinen Spieß vor sich halten, der Jorkus sey ein Prahler, der gewiß nicht kommen würde, wenn er ihm eine recht trotzige Antwort sagen lasse. Und also redeten sie ihm so lange zu, bis er einwilligte und dem Jorkus entbieten ließ: wiewohl es ihm nicht anstünde, mit einen gemeinen Bauern sich herum zu schlagen, so werde er doch Morgen um die neunte Stunde auf der Bahn erscheinen, aber das lasse er, Zivilles, ihm, dem Jorkus, nur im voraus wissen, daß er im Sinne habe, ihm den Kopf abzuschneiden und aus dem Hirnschädel einen Becher zu machen für Kinder und Kindeskinder zum ewigen Andenken. Er könne nun hienach seine Maßregeln nehmen.

Die ganze Nacht konnte der arme Jorkus nicht schlafen, es war ihm immer, als liefe er ohne Kopf auf der Rennbahn umher und Zivilles hätte seinen Schädel in der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0096-9

Hand und tränke ihm daraus zu, worüber er so bitterlich zu weinen anfieng, daß er am Morgen, als die Sonne hell und fröhlich aufgieng, vor trüben Augen kaum das liebe Tageslicht sehen konnte.

Doch die verhängnißvolle Stunde schlug, mit bangem Herzen ritt er der Turnirbahn zu; er sah aber so bleich und kläglich aus, als hätte er schon drey Tage im Grab gelegen. Allein wie langsam er auch ritt und wie oft er auch stille hielt, vorgebend, daß er etwas daheim vergessen habe, er war dennoch der erste, der in die Schranken einritt und den die Trompeten so laut begrüßten, daß er darüber beinahe vom Pferd gefallen wäre.

Kaum jedoch hatte der betrübte Jorkus wahrgenommen, daß die Bahn leer sey und kein Gegner vorhanden, da wurde ihm auf einmal wieder leicht zu Muth, ganz freudig rief er: der Kampf sey zu Ende, der Preis gehöre ihm und damit gab er seinem blinden Pferde in aller Eil die Sporn, um schneller, als er gekommen, davon zu reiten.

Allein jetzt bließen die Trompeter wieder auf, und es nahte sein Gegner, der Leibwächter Zivilles. Jorkus that wohl, als höre er nichts davon, die Schrankenwächter jedoch hielten sein Roß mit Gewalt an und kehrten es wider seinen Willen um. Er seufzte aus tiefstem Herzen und dachte bei sich: armer Jorkus! nun hat dein letztes Stündlein geschlagen.

Zivilles aber kam auf einem alten, lahmen Roße daher, das er die ganze Nacht in der Mühle hatte gehen lassen, damit es keine zu gefährlichen Sprünge mache, und obschon das arme Thier durch das Gelächter des Volkes erschreckt, nur ganz schwer daher trabte, so saß er doch darauf, als ob es ihm im hellsten Galopp durchgegangen sey; und er wäre auch ganz gewiß heruntergefallen, hätte er nicht beym Einreiten in die Schranken sich mit der linken Hand an der Mähne gehalten und mit der Rechten einen nachdrücklichen Stoß an den Thorpfosten gegeben, was ihn wieder ziemlich ins Gleichgewicht brachte.

Als das Roß in die Schranken getreten war, fieng es gemäß der nächtlichen Gewohnheit an, im Kreise herumzugehen, was der arme Zivilles gar nicht merkte, weil ihm ohnehin vor Angst schon lange zuvor Alles im Kreis herumgegangen war.

Kaum aber war Jorkus seiner ansichtig geworden, so sah er sich nach allen Seiten um, wo er am füglichsten ausreißen möchte. Die Bahn war jedoch an drey Seiten mit Brettern wohl verwahrt, an der vierten lief ein tiefer Wassergraben; er fürchtete sich auch auf den Zivilles in seinem Kreisritt zu stoßen und fieng deshalb aus der Maßen zu fluchen an über den Edelmann, der ihn so betrogen. Zivilles meinte, er drohe ihm, dachte also es wäre besser, er übergäbe sich ihm gleich und ritt deshalb mit aller Gewalt auf ihn zu. Dasselbe that auch Jorkus, denn er fürchtete, Zivilles komme, um ihm den Kopf herunter zu schlagen. Sie würden sich nun auch Einer dem Andern übergeben haben, hätten jetzt nicht die Trompeten zum Angriffe geblasen. Da konnte Jorkus sein Roß, das des Turnierens aus alter Zeit her gewohnt war, nicht länger halten; es lief mit aller Macht die bekannte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0097-5

Bahn entlang. Dem Jorkus vergieng darüber Hören und Sehen, er ließ seine Lanze fallen und hielt sich an den Mähnen fest. Unterdessen hatten sie des Zivilles Pferd durch Prügeln auch in Gang gebracht und in großer Herzensangst legte er seine Lanze ein. Der Wind trieb aber dieselbige auf eine Seite, so daß er im Vorbeyrennen den Jorkus, ohne sein Wissen und Willen, damit berührte und weil derselbe ohnedem kümmerlich im Sattel saß, so fiel er herunter, wie eine reife Birne.

Davon aber merkte der Zivilles nichts, er ließ sein Pferd traben, bis es am Wassergraben still stand; wie er da nun den Jorkus auf der Erde liegen sah, dachte er, es sey das Sicherste, wenn er schnell umreite und dem armen Sünder den Kopf von den Füßen seines Roßes zertreten lasse und ihn dann mit der Lanze durchbohre. Wie gedacht so gethan, aber ehe er noch zu dem Jorkus kam, hielt er vor lauter Eile seine Lanze so niedrig, daß sie seinem Klepper zwischen die Beine mit der Spitze in den Boden kam; er wurde dadurch hoch aus dem Sattel in die Luft gehoben und fiel dann sammt seinem Roße in den Sand.

Derweil hatte sich Jorkus wieder auf die Beine gemacht; jetzt, dachte er, ist es Zeit, daß du ein Ritter wirst und deinem Feind den Garaus machst. Damit fieng er an auf den Zivilles los zu gehen und schon aus weiter Ferne grimmig mit seinem Schwerte rund um sich zu hauen. Das Roß des Zivilles strampelte aber so sehr mit den Füßen, daß er sich nicht herantraute und Zivilles sich auch wieder aufraffte. Und nun war es gar lustig zuzusehen, wie diese beyden tapferen Ritter in gehöriger Entfernung von einander so gewaltige Streiche in den Wind führten. Zivilles schlug einen Fuß über den andern und kauerte sich so eng zusammen, wie eine Katze, wenn es friert. Denn er dachte, je schmäler er sich mache, je schwerer sey er zu treffen. Jorkus dagegen stand ganz breit da und schüttelte sich nur immer und befühlte sich von Zeit zu Zeit, von Kopf bis zu den Füßen, denn er hatte einmal erzählen hören, wie schon manchem tapferen Ritter ein Fuß sey abgeschlagen worden, ohne daß er es gleich anfangs gemerkt und daß Schwert und Arm schon vor ihm auf der Erde gelegen, als er eben noch einmal damit auszuholen gedachte. Darum fürchtete er, sein Kopf möge ihm, ohne daß er es merke, heruntergeschlagen werden.

So fochten die Beyden eine gute Weile wider einander; da geschah es aber, daß dem Zivilles der eine Fuß über dem andern einschlief, dazu kam auch noch, daß er von dem Falle ganz verschellt war und bald von den großen Streichen kaum mehr aus übergroßer Ermüdung seinen Arm rühren konnte. Also faßte er sein Schwert bey der Spitze und gieng näher auf den Jorkus zu, ihm dasselbige zu übergeben. Der aber meinte, dieses sey nur eine Hinterlist und ergriff die Flucht, was dem Zivilles ganz recht war. Er lief hinter ihm drein, schlug ihm nach dem Rücken und Jorkus schrie ganz erbärmlich, weil er meinte, er hätte schon viele tödtliche Wunden empfangen und hatte doch noch keine einzige.

So liefen sie, bis Jorkus an den Wassergraben kam, da gieng erst seine Verzweif-

Dieß sind die Gockelhahnen
Von edlen Stämmen zwey:
Den Herrn von Cumpriancn,
Den Edlen von Gelchrei.

Die Ritter sinds der Adel,
Die Helden dieser Zeit,
Von ellenweichen Adel
Zum fechten stets bereit.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0099-9

lung recht an, er dachte bey sich: weichst du weiter zurück, so mußt du elendiglich im Wasser umkommen, gehst du voran, so schneidet der Zivilles dir deine Kehle ab. Er fieng laut zu schreien an und nahm in der höchsten Verzweiflung eine Hand voll Sand und warf sie dem Zivilles in die Augen. Dieser trippelte nun wie wahnsinnig herum, warf sein Schwert von sich und schrie ganz erbärmlich: laß mich leben! laß mich leben! ich will mich ja gern ergeben.

Jorkus rief ihm zu, so müsse er erst alles, was er von Waffenstücken um und an sich hätte, ablegen. Als dieses geschehen, traute er ihm doch noch nicht, und sagte, er möge sich niederlegen und seinen Kopf in den Sand stecken. Als Zivilles auch dieses gethan und niedergestreckt im Sande lag, wie ein todter Haase, wurde Jorkus in seinem Herzen und Muthe von großem Zweifel ergriffen; denn er dachte, gehst du nun mit dem Schwerte auf ihn los, so ist er im Stande und springt auf und reißt dir es aus der Hand. Zuletzt bedünkte ihn das Beste, langsam auf den Zehen heranzuschleichen, ihm auf die Brust zu knieen und sein großes Messer, womit er die Kühe abzustechen pflegte, sachte ins Genick zu stoßen. Als die Kampfrichter das Messer und sein blutgieriges Beginnen wahrnahmen und hörten, wie der Zivilles so gar erbärmlich schrie, als ob ihm schon das Messer in der Kehle stecke, traten sie zwischen die Kämpfenden und sagten dem Jorkus: er möge sich mit seinem Siege begnügen, indem solch ein Mord den Gesetzen der Waffenspiele schnurstracks entgegenliefe.

Kaum aber hatte Zivilles sich in Sicherheit gemerkt, als er laut über Ungerechtigkeit zu klagen anfieng: er sey durch feige List heimtückischer Weise, als er den Sieg schon in Handen gehabt, von seinem falschen Gegner hintergangen worden. Beyde geriethen darüber in heftigen Streit und zankten und scholten sich zur Belustigung des ganzen Volkes. Allein die Kampfrichter erwogen den ganzen Handel und thaten sodann den Ausspruch: dieweil in ritterlichen Zweykämpfen Sandwerfen und Messerstechen nicht üblich sey, so sollten beyde in ehrlicher Weise das Waffenspiel aufs Neue erheben, damit offenkundig würde, wer der Tapferste von ihnen sey.

Ueber diesen Ausspruch wurden die Beyden gar nachdenklich und stille. Sie legten die Waffen zu den Füßen des Königs nieder und betheuerten wie mit einer Stimme: daß sie um keinen Preis in der Welt ein so gefährlich Spiel nochmal wagen wollten. Also erhob sich König Günther und sprach: Weil ihr denn beyde, einer so mannhaft und tapfer wie der andere gestritten, so sollt ihr euch auch in die Kampfpreise theilen. Ueber diese Worte war Niemand fröhlicher als Jorkus und Zivilles. Sie dankten gar ehrerbietig dem König und kehrten heim, viel wohlgemuther denn sie gekommen und daheim stellte ein Jeder von ihnen ein Festmahl an und dazu luden sie alle ihre Verwandten und Freunde und der Wein und die Trinksprüche wurden dabey nicht gespart, wie es bei Festmahlen üblich ist. Jeder von ihnen aber rühmte seine Heldenthat und schrieb sich wieder den Sieg zu und darüber entstand zwischen den beyden Geschlechtern ein langer, langer Streithandel, den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0101-2

kein Gericht auf Erden zu schlichten vermochte; bis zuletzt ein Sohn aus dem Hause des Jorkns zur Aussöhnung eine Tochter aus dem Hause des Zivilles heirathete.

Aus dieser preiswürdigen Ehe aber ist im Verlaufe der Zeiten das edle, weitverbreitete Geschlecht deutscher Bärnhäuter entsprossen. Und fragst du, wer die Bärnhäuter sind, so wisse: es sind die gewaltigen Maulhelden, die Brüder Schlendrian und Schludrian, die stets auf der Bärnhaut müßig liegen und sich der Thaten ihrer Altvordern rühmen; die Rechthaber sinds, die nie etwas lernen und doch Alles besser wissen; die Würdelosen, die sich gegen die Niederen hochmüthig und gegen die Hohen niedrig erweisen; die falschen, tückischen Gesellen, die dich auf den Mund küssen und dir auf den Rücken spucken; die farblosen Wetterhahnen, die nicht warm und nicht kalt, den Mantel immer nach dem Winde und den Blick nach dem aufgehenden Glücke kehren, die beim Kampf die Letzten und beym Preis die Ersten seyn wollen, und die Rechenmeister, die in Allem zuerst und zuletzt nur an sich denken; die selbstgefälligen Neidvögel endlich, die mit Gott und der Welt zürnen und immer ihr Eigenlob singen. Allein nun wollen wir schweigen und sie auf ihrer Bärnhaut schlafen lassen, denn es sind ihrer viele und es ist ihnen nicht zu trauen, und wer es mit ihnen verdorben hat, den verfolgen sie, wie die Wespen. Und wem sie wohl wollen, dem gehts noch schlimmer, denn sie sind langweilig zum Sterben. So lebe denn wohl, lieber Leser und hüte dich vor den Bärenhäutern, noch mehr aber davor, daß du selber keiner wirst.

Nachwort.

Ueber den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte.

Zufällige Umstände haben die Herausgabe dieser Schrift, gegen des Verfassers Absicht, hinausgeschoben; die meisten der deutschen Volksbücher und darunter auch der hürnen oder gehörnte Siegfried sind seitdem in mancherlei Bearbeitungen erschienen, unter ihnen möge denn auch die gegenwärtige in ehrlichem Kampfe um den Dank ringen.

Daß aber unsere Dichter so vielfach „sagen und singen" von dem alten Nibelungenhelden, dieß hat nicht erst gestern begonnen, und wird auch Morgen nicht aufhören; ist ja doch von jener frühesten Urzeit an, die sich in das geheimnißvolle Dunkel heidnischer Götter- und Heldensage hüllt, der Name Siegfrieds, des vielbesungensten aller deutschen Helden, mit der ganzen Entwicklung unserer Sprache und Dichtung, ja selbst mit unserer Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0102-7

schichte, aufs innigste verknüpft, und dieß wohl nicht zufällig, wie die Leser zum Schluße aus den folgenden Blättern sehen werden.

Siegfried war der geliebte, jugendliche Lichtheld unseres Volkes, da es sich selbst in der Jugendzeit seiner Heldenkraft fühlte; was es von herrlichen, ihm von Gott verliehenen Naturgaben und Kräften in seinem ganzen eigensten Wesen empfand, was es erstrebte, was es ahnte, wonach es sich sehnte, damit schmückten seine Sagen- und Liederdichter Siegfried den Schnellen, der also durch die Dichtung verklärt und mit der glänzendsten Waffenrüstung angethan, ihm als höchstes Vorbild germanischen Heldenthums vorschwebte.

So ertönte sein Name unter Becherklang bey den Fest- und Opfermahlen, in den heiligen Hainen des Urwaldes, die Festgenossen erfreuend und zu kühnen Thaten begeisternd; so tönte er unter Schwerterklang, auf den Kampffeldern, in den Schlachtgesängen der kriegerischen Minstrels, die Streitenden mit Todesmuth erfüllend und ihnen die Freuden Walhallas verheißend und so ertönte er in des Kerkers tiefer Trauernacht, aus dem Munde der Gefangenen, der Verwundeten und der Verrathenen, die in ihren tödlichen Schmerzen tröstend sich das Lied sangen, wie der herrlichste, der leuchtendste der Helden, in der Blüthe seiner Jugend, an dem einsamen Waldborn, durch finsteren Verrath, ein Opfer grimmiger Frauenrache gefallen, dem alten verhängnißvollen Fluche, der auf allem Irdischen lastet, erliegend.

Siegfrieds Bild aber ist unserm Volke auf dem still dahinrinnenden Strome der Jahrhunderte als treuer Begleiter gefolgt, und nach dem Wechsel und Wandel des Geistes der Zeiten hat auch es, gleich dem Volke, stets Gewand und Gestalt von neuem, bis auf den heutigen Tag, umgetauscht.

Noch ist uns die Heldensage in ihrer dem Ursprung näheren, heidnischen Gestalt erhalten. Da sind es fremd tönende Klänge, in denen jene ältesten Lieder uns von dem tragischen Geschick ihres Helden singen. Ein Nachhall einer untergegangenen Vorzeit, mit anderen Kräften und anderen Leidenschaften, mit anderen Schmerzen und Hoffnungen und anderen Blumen und Freuden tönt daraus zu uns, räthselhaft und halbverständlich, herüber; es ist die schauerliche Einsamkeit der alten Urwälder mit ihrem nächtlichen Dunkel, ihrem reißenden Gewild und ihren Riesenblumen, die uns darin entgegenstarrt; wir glauben den wilden Waldgeruch noch zu empfinden, das Geheul untergegangener Thiergeschlechter schlägt an unser Ohr; in der Höhe schweben die schicksalspinnenden Nornen, in dem halbverhüllten Hintergrund waltet Odin und die alten Götter; allein der Schleier des Geheimnißvollen ist über diese halbvergessene, stumme Götterwelt gebreitet; sie sind in unheimlich Nebelgewand gehüllt; kaum sehen wir einen Strahl ihrer blitzenden Augen oder hören das Pfeifen eines von unsichtbarer Hand in abendlicher Dämmerung geschwungenen Speeres; alles Licht des irdischen Seyns und Lebens erscheint verdüstert von den winterkalten Schatten eines unabwendbaren Verhängnisses; der Lebensfaden der herrlichsten Helden knüpft sich in der Zeiten Anbeginn an den unheilvollen Ring uralten Fluches, und läuft blutroth durch alle ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0103-3

Geschlechter hinab, bis zum großen Tage des Weltunterganges; und wie die Natur in steten Krämpfen und Kämpfen immer auf und untergehend, blühend und welkend, ohne Unterlaß mit dem Tode ringt, wie die Elemente in feindlichem Hasse grimmig entzweit einander stets bekriegen und vernichten: so erscheint, in dem Spiegel heidnischen Glaubens, das Geschick des menschlichen Lebens als ein gleicher Kampf, den die gottentsprossenen Heldengeschlechter in forterbender Blutrache von Geschlecht zu Geschlecht zu streiten haben; sie, die weißen, fleckenlos reinen Lichthelden, streiten ihn im Dienste und unter dem Schutz der guten, der reinen, der heiteren, schaffenden und erhaltenden Lichtgötter, wider die bösen, unheilvollen Mächte der finsteren Nacht, der wilden Zerstörung, des giftigen Meineides und des blutbefleckten Verrathes; alle Kämpfer aber fallen, laut alter Verheißung, in diesem großen Weltstreite, denn dem Tode ist alles Leben geweiht und Liebe und Leid gehen auf Erden unzertrennlich Hand in Hand; doch sie fallen zur Sühne des alten Fluches, ein Opfer der Blutrache, um nach der Verjüngung dieser, durch Feuer und Schwert vernichteten Schöpfung, an einem neuen Morgen, wenn eine neue Frühsonne auf den heiligen Thau neuergrünter Wiesen hernieder-scheint, in dem leuchtenden Saale Walhallas wieder zu erwachen, und unter frohen Waffen-spielen ein ewiges Siegesmahl zu feiern.

Als einer der gefeierten Vorkämpfer in diesem Streite erscheint auch Siegfried, der Sonnenheld; sein Geschlecht ist ein Lichtgeschlecht und seine Braut eine Lichtbraut, die auf der leuchtenden Höhe wohnt und er, ein Vorbild der Helden, fällt durch finsteren Verrath, sein Geschlecht aber geht in der Blutrache mit dem Geschlechte des Verräthers durch Feuer und Schwert unter, um den blutigen Schatten des gemordeten Helden zu sühnen. So ist es der hoch auflodernde, die Leichen verzehrende Scheiterhaufen, der den Schlußgesang bildend, im Hintergrunde der Dichtung steht, wie die blutrothen Flammen des Weltunter-ganges, mit ihrem schauerlichen Scheine, den letzten Akt in jenem großen Weltdrama erleuch-ten, das am Morgen der Zeiten schon, von der Höhe göttlicher Weisheit, die vorausspä-hende Seherin des germanischen Nordens, mit ahnendem Geiste, vorgeschaut, und das als tragischer Grundton in allen Sagen und Liedern des germanischen Bewußtseyns, bald leiser, bald vernehmlicher, wiederklingt.

Wenn diese Welt- und Götteranschauung des germanischen Heidenthums den Begriff des Zwiespaltes und Streites, dem der Mensch durch den Sündenfall und das Eindringen des Bösen anheimgefallen, in einseitiger Auffassung sinnlicher Kraft, auch allzu materiell genommen, und den Sieg über die bösen, zerstörenden und verführerischen Leidenschaften, den wir durch Selbstüberwindung und geistigen Kampf erstreiten sollen, durch die Schärfe des Schwertes zu erringen wähnt; wenn sie mit den Leichen der erschlagenen Feinde auf dem flammenden Scheiterhaufen des Schlachtfeldes den Fluch des Geschickes zu versöhnen gedenkt, und wenn ihr daher der Krieg und die Blutrache als ein Gottesdienst gilt und sie das Schwert, wo nicht als Gott, so doch als eines seiner heiligsten Symbole verehrt;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0104-9

wenn sie endlich jenen Streit, den der Mensch mit dem Vater der Lüge und seinem ganzen Schlangengezüchte zu kämpfen hat, auf die Verhältnisse von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk überträgt, so daß sie die blutige Rache für jeden Friedens- und Eidbruch, als eine heilige Erbpflicht von Vater auf Sohn fortpflanzt: so hat doch neben solchen unheilvollen Misdeutungen und Verdunkelungen diese Anschauung auch manche helleuchtende Strahlen der uralten Wahrheit aufbehalten, die kein unbefangenes Auge in dem Geiste der germanischen Heldensage im Allgemeinen, wie in dem Bilde Siegfrieds oder in dem Charakter unseres Volkes, wie ihn die ältesten historischen Nachrichten schildern, verkennen kann.

In dieser, tief in der religiösen Anschauung begründeten Kampflehre wurzelt ja eben jener kühne, thatendurstige, todesmuthige Heldengeist unserer kriegerischen Vorfahren; jener Geist, der aller Ueppigkeit und Weichlichkeit feind, seine Kurzweil darin fand, unbeschirmten Leibes zwischen Schwertern und Speerspitzen zu tanzen und über die Kampfrosse beflügelten Fußes hoch hinweg zuspringen; der siegend in die Schlacht zog, trotzig der Gefahr ins Angesicht lachte, und siegesfroh den Tod empfieng, und dem das blutige Schild als liebste Ruhestätte galt. In diesem Glauben wurzelte ihr selbstsuchtloser Opfergeist und vor allem jene Heilighaltung der Treue, die selbst von ihren Feinden laut gepriesen wird. Alle einzelnen Wehren, alle rechten Heldengeschlechter bilden in dieser Gesinnung unter sich und mit ihren Göttern eine heilige Bluts- und Eidgenossenschaft, die stets durch den gemeinsamen Genuß des Opferblutes und Opfermahles unter den Bundesverwandten erneuert wird. Alle umhegt der gleiche Gottesfrieden und Einer ist für den Andern zu sterben verpflichtet; jede Beleidigung von außen gilt daher als ein Einbruch in das Heiligthum, und wehe dem, der aus der Genossenschaft selbst im Inneren den Frieden verrätherisch gebrochen; denn er ist ein Brudermörder, ein Feind der Götter und Menschen, ein verfehmter, geächteter Wolf, dem die rächende Nemesis auf dem Fuße folgt. Der gleichen Gesinnung entspringt auch eine andere von den Römern an den heidnischen Germanen bewunderte Tugend, ihre Keuschheit, deren strenge Reinheit, wie ein frischer Morgenhauch uns aus ihrem Leben, aus ihrer Sitte, wie aus ihrer Dichtung anweht. Die Braut, die Gemahlin des Lichthelden, der seinen Stamm von den Göttern ableitete, sollte eine reine, eine unbefleckte seyn, rein sollte sie ihm die Treue schwören und rein die geschworne bewahren; Fluch daher dem Frevler, der verführt von unreiner Lust, dieser eidbrüchigen Tochter der finsteren Nacht, den heiligen Frieden des Hauses, wo die reine Herdflamme gastlich brennt, verletzt. Blank darum und rein wie sein Schwert, so war dieser Geist, ein wehrhafter, mannhafter, franker und hochgemuther, dem jede tückische Hinterlist, jede Treulosigkeit, jeder Verrath, jede feige, kriechende Niedertracht verhaßt war, und der die weichlichen, weibischen Lüste niedriger Sinnlichkeit als des Mannes unwürdig verachtete. Festen Schrittes und offenen unerschrockenen Blickes, wie in die Schlacht, so gingen sie durch das Leben. Gehörte ihr Blut dem Bundesgenossen, so gehörte ihr Hab und Gut dem Gast, der unter dem Schutze der Göt-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0105-4

stehend, als der Herr an ihrem Feuerherd geehrt wurde, und was ihm als das Liebste erschien, beym Scheiden zum Gastgeschenk empfieng.

Allein wie kampfbegierig, wie hartgemuthet gegen Wunden und Schmerzen der alte Germane die Gefahr aufsuchte, wie sehr er sich auch an dem blutigen Waffenspiele erfreute, so ruht doch ein Zug stiller, traurender Wehmuth in der Tiefe seines Gemüthes und die Klage erklingt, bald wie eine Ahnung in leisem Tone, bald wie der hellste Schrei des lebendigsten Schmerzes: denn dieß Gemüth ist von dem wehmuthreichen Gefühl durchdrungen, daß tief im Schooße der Nacht, an den Wurzeln des großen Welt- und Lebensbaumes, der alte Neiddrache der Zerstörung unablässig nagt, und daß einst der Tag kommen wird, wo der herrlichste aller Bäume, wie hoch er auch die grüne Krone mit den goldenen Früchten, in den blauen Lüften des Himmels wiegen mag, ein Opfer des giftigen Wurmes der Tiefe zusammenbrechen wird. Doch weil diesen Glauben nicht die Nacht ewiger Vernichtung verdunkelt, weil ihm jenseits dieser Weltzerstörung, nach der großen Schlacht, ein neuer freudenreicher Morgen entgegenleuchtet: daher überwindet das frohe Licht dieser Hoffnung den Schrecken und die Trauer des Todes, und hochgemuthet suchen die Helden die Gefahr auf, und wie zur Jagd oder zum Spiele eilen sie in das wilde Gewoge der Schlacht und nichts entehrt so sehr, als kampfflüchtende Feigheit den Mann, der zur Wehr und zum Heldenkampf geboren ist.

Dieser Kampfmuth, der den ernsten Unheil, ahnenden römischen Geschichtschreiber für sein Volk besorgt machte, dieser Geist der Tapferkeit und Treue, der überall in der Heldensage uns entgegentritt, die, wie sie in der Schlacht unter dem Schwerterklang gesungen wird, selbst wie Schwertschlag klingt, dieser Geist war es, menschlichem Urtheile nach, ohne Zweifel auch, der die Germanen in den Augen der Vorsehung würdig erscheinen ließ, daß sich Gott des germanischen Schwertes bedienen wollte, um die eisernen Fesseln zu zerschlagen, in denen die Welt gebunden im Staube, unter den Füßen römischer Imperatoren lag, die, die Scheusale der Menschheit, göttlicher Ehren sich anmaaßten. Das germanische Schwert war es ja, welches die Völker frei machte von menschlichem Despotism, damit das göttliche Gesetz des Evangeliums frei und ungehindert sich entwickeln könne, und als die germanischen Stämme sich über alle Provinzen des großen Kaiserreiches, getrieben von ihrem thatendurstigen Kampfgeist, verbreiteten, da war es jenes keuschbewahrte, frische, germanische Blut, welches das Leben der dahin sterbenden alten Bewohner wieder verjüngte, so daß es in den Adern der meisten neueren europäischen Völkern fließt und die mächtigsten Reiche noch bis auf den heutigen Tag germanische Namen tragen und germanischen Fürsten gehorchen *). Und auch

*) Man könnte allerdings einwenden, daß die Gräuel, welche so manche germanische Fürstengeschlechter, wie z. B. die Merowinger, in der Geschichte beflecken, in grellem Widerspruche mit dieser Darstellung stehen; allein einmal fällt dieß in eine spätere Zeit, als wovon hier die

in später Nachwirkung noch trieb jener alte abentheuerlustige Waffengeist die germanischen Seekönige des scandinavischen Nordens, wie blitzende Wetterwolken, weit hinaus über alle Meere, bis zur Küste von Amerika hin, lang ehe der Genuese an den fernen Ufern des unbekannten Welttheiles von einer andern Seiten her gelandet.

Als aber das Christenthum den germanischen Geist mehr und mehr durchdrungen hatte, da war es sein siegreicher, von Gott erwählter Schwertführer, der wie die Helden Siegfrieds dem fränkischen Stamme angehörte, es war Karl der Große, eine ächte germanische Heldengestalt, der mit mächtigem Arme für viele Jahrhunderte die Grundsteine zu dem christlich-germanischen Dome des Mittelalters legte, jenem mächtigen Baue, der sich wie die schattigen Bäume der Urwälder frei und hoch zum Himmel erhob, und über dessen Krone das Kreuz schwebte. In weiterer Fortbildung ist nicht minder bekannt, welchen Einfluß dann jenes alte Heldenthum und seine keusche Sitte auf das Ritterthum hatte, wie dasselbe sich im Mittelalter entwickelte mit seinen Kreuzzügen und seinen Turnieren und Gesängen ritterlicher Ehre und Minne. Lebten ja die alten Helden der heidnischen Vorzeit noch immer im Herzen des Volkes und im Munde seiner Sänger fort, so daß auch jetzt noch Siegfried ein hoch gefeierter Name war.

Allein eben jener heidnische Geist, mit seinem dunkeln Verhängniß und seiner heißglühenden Blutrache, der in den alten Heldenliedern wehte, ließ diese Lieder nicht mit Unrecht dem christlichen Sinne der Zeit unheimlich, ja selbst als gefährlich erscheinen; doch fand sich daneben des Schönen, des Hochherzigen, des Edlen, Zarten und Ergreifenden so viel, daß es auch den strengeren Richtern wehe thun mußte, sie den Flammen des Scheiterhaufens zu übergeben. So wurden diese Lieder von christlichen Dichtern im christlich-ritterlichen Geiste umgedichtet. Die alten Motive wurden gewechselt, die grimmigen Leidenschaften jener naturkräftigen Vorzeit, mit ihren Riesen und Drachen, gemildert, das Ungefüge, Cyclopische auf ein menschliches Maaß zurückgebracht, das Unheimliche der al-

---

Rede ist, in eine Zeit, wo die erobernden Germanen, die sich in den Provinzen des römischen Reichs niedergelassen, mit dem Golde auch an den Lastern und Lüsten der Besiegten Theil genommen; und dann dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß auch das germanische Heidenthum, als die Germanen zur Regeneration in die Geschichte eintraten, um dem Christenthum die Wege zu bereiten, sich selbst überlebt hatte; es ist, als ob auch sie sich im Opferblute zu selbstmörderischen Blutthaten berauscht hätten, und gewiß waren sie nicht minder als die Römer einer religiösen Wiedergeburt bedürftig; daher denn das Christenthum bey ihnen zwar einen äußeren Widerstand durch die Waffen, aber keinen geistigen fand. Wer übrigens ein Beispiel sehen will, wie bei sonst höchst einfachen, und wenn man will, barbarischen Sitten, doch eine geistige Ueberbildung und ein Erstarren in conventionellen Formen bestehen kann, der darf nur einen Blick in die Skaldenpoesie des scandinavischen Nordens werfen, zur Zeit des dahinschwindenden Heidenthumes.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0107-6

ten Vielgötterei und das Zauberwesen daraus entfernt. Kurz Siegfried erschien in dem Waffenkleide eines Kreuzfahrers, das Kreuz auf der Brust, und wie er seine Hochzeit in dem christlichen Dome feierte, so handelten alle, die ihn umgaben, in den Empfindungen der Zeit. Nur hier und da, aber ganz in den Hintergrund gedrängt, ist ein und das andere Fragment, das sich nicht meistern ließ oder das man nicht beachtete oder dessen innere Bedeutung man nicht verstand, stehen geblieben und nimmt sich seltsam und fremdartig aus, wie etwa ein alter halbzerbrochener Opferstein eines Heidentempels, den man mit seinen unverstandenen Symbolen in eine christliche Kirche eingemauert hat.

So klang das altdeutsche Heldenlied noch fort, auf den Burgen, bei den Hochzeiten und Festgelagen der Ritter und Fürsten, und so schritten, bey den großen Festschauspielen, seine hohen Gestalten an den Blicken der Zuschauer vorüber. Allein nachdem die Dichter bei ihren Umdichtungen einmal den festen Boden der alten überlieferten Sage verlassen hatten, so war damit auch der Willkühr der Einzelnen Thor und Thüre geöffnet, und in dem Maaße, als die alte Einfalt und Natürlichkeit, in den übrigen Lebensverhältnissen, überladenen, künstlichen, pomphaften Formen und Förmlichkeiten weichen mußte, so verlor sie sich auch aus der Poesie und die alten Heldengesänge mit ihrer großartigen Einfachheit wurden gar häufig zu endlosen Ritterromanen ausgesponnen, in denen die abentheuerlustige, ungezügelte, irrende Ritter-Phantasie der Dichter, mit der zunehmenden, weitläufigen Geschwätzigkeit, sich nach Wohlgefallen ergehen konnte.

Aber auch das Mittelalter schwand vorüber. Die glühende Begeisterung mit ihrer aufopfernden Hingebung war längst entflohen; die Zeiten wurden kälter, verständiger; die Reflection, der Zweifel, die Berechnung machten sich geltend; die Glaubensspaltung spaltete das Herz des Vaterlandes und entzündete einen Kampf, in dem die edelsten Kräfte sich aufrieben; statt des welthistorischen Lebens, das die Nation früher unter den Vorkämpfern der Zeit geführt, ward ihr Leben jetzt ein abgeschlossenes, spießbürgerliches; statt großer Ideen, die sie früher erwärmt und erhoben, machten nun kleinliche, mit jedem Tage wechselnde Interessen und Intriguen sich geltend, wie der einigenden kaiserlichen Macht die vielköpfige von hundert Territorialfürsten folgte. Diese Zeit konnte der Poesie nicht günstig seyn; während die Soldaten, die den Rittern gefolgt, auf den Schlachtfeldern kanonirten und schossen, und die Gelehrten, mehr und mehr einen vom Leben getrennten Stand bildend, in den Hörsälen und auf den Kanzeln controversirten, verstummte theils, theils verkümmerte und verwilderte die Poesie. Die Gelehrten, die der guten alten deutschen Sprache einen Bettelmantel umwarfen, wozu sie die Fetzen allen Nationen, die Deutschland verwüstet, entlehnten, verachteten die alte Volkspoesie als ihrer unwürdig; die Verstoßene suchte eine Zuflucht in den Zunftstuben, oder sie gerieth gar in die Hände der Bänkelsänger und in die Weinschenken des gemeinen trunkenen Haufens, wo sie ihren guten Ruf und ihre adliche Sitte nicht selten einbüßte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0108-1

So durfte sich die alte Heldendichtung noch glücklich schätzen, wenn sie einen ehrsamen Zunftmeister fand, der wie Hans Sachs als Meistersänger die Poesie schlecht und recht wie sein Handwerk betrieb und die Verse nach dem Takte seines Hammerschlages machte. Da wurden denn Siegfried und seine Helden, nach der Weise der Zeit, in bürgerlicher Tracht ausstaffirt, und sie dienten dazu das Volk, bei einem Fastnacht-Weihnachts- oder Osterspiel oder bey einem Mummenschanz zu ergötzen, oder die alten Nibelungen und Siegfried und der Drache wurden auch bey einer fürstlichen Hochzeit als ein künstlich geziertes Schaugericht auf die Tafel getragen; versteht sich zubereitet nach dem Geschmack der Zeitgenossen.

Aber es gingen auch die drei jüngsten Jahrhunderte, wenig rühmlichen Andenkens, vorüber und es traten die Umwälzungen der neueren Zeit ein, die gleich einer neuen Sündfluth sich über die Länder ergossen und auch die erstarrten Formen des Zunftwesens zerbrachen. Das Handwerk wurde frei erklärt und ein jeder konnte sein Schild heraushängen, ohne daß er vorher nöthig hatte sein Meisterstück zu machen. Mit den Zünften verstummten auch die Meistersänger, wie früher die Minnesänger verstummt waren. Die Geschichte des alten Nibelungenhelden war zu einem unscheinbaren Volksbuche zusammengeschmolzen, das mit anderen seines Gleichen, auf schlechtem grauen Löschpapier gedruckt, in den Winkelbuchbinderläden, hinter den alten Münstern oder auf Jahrmärkten, von herumwandernden singenden blinden Orgelspielern oder von alten Weibern, vor dem Eingang der Kirchen, mit Gebetbüchern und fliegenden Blättern, feil geboten wurde. Da hatte denn auch Siegfried wieder, wie er gerade dem Ersten Besten in die Hand gerathen, seine Kleidung abermal wechseln müssen; es konnte ihm geschehen, daß er jetzt mit sentimentalen Mondscheinsentenzen ausgeschmückt ward, oder so, wie sich ihn eben ein verdorbener Schneiderlehrjunge dachte, der seinem Meister entlaufen war und weil er zum Handwerk nicht taugte, sich der Schauspielkunst und der Volksliteratur zugewendet hatte; daß seine eigenen Gesichtszüge sich in seinen Helden, den Kindern seines Geistes, wiederspiegelten, konnte natürlich nicht ausbleiben.

Allein jetzt war auch für Siegfried der Augenblick der tiefsten Erniedrigung gekommen und auch für ihn brach jetzt eine Zeit neuer Ehre an.

Als unser Volk, eine Beute aller selbstsüchtigen Leidenschaften, sich in selbstmörderischem Zwiespalte zerfleischte und verrieth und dafür zur Strafe von dem eisernen Fuße des fremden Eroberers in den Staub getreten ward, und den Becher der tiefsten Schmach und des bittersten Elendes in vollen Zügen trinken mußte: da erwachte es unter den Schlägen des Unglückes aus seinem langen Schlummer und in der sühnenden Bluttaufe erinnerte es sich wieder seiner verlornen Herrlichkeit, seiner Freiheit, seines Heldenmuthes, seiner alten Siege und der kaiserlichen Rolle, die ihm in der Geschichte zugetheilt gewesen: aus einer ehrenarmen und jammersreichen Gegenwart flüchtete es sich in die Vergangenheit; es ging in büßendem Trauergewand auf der Väter Grab, deren Asche die Feinde in die Winde gestreut,

um ihre rächenden Geister heraufzubeschwören; es lernte wieder, von fremdem Schimmer und Flitter sich lossagend, seine treuherzige, gute, alte Muttersprache, mit ihrem männlichen, reinen, ehrenfesten, gemüthvollen Laute lieben; die alten bestäubten Pergamente, die seine vergessenen Rechte und Freiheiten enthielten, entrollte es wieder; von den Dachkammern nahm es die Bilder der Ahnen herunter und suchte die unleserlichen Schriften auf ihren Grabsteinen, die ihre Thaten enthielten, wieder zu entziffern und sich ins Gedächtniß zu rufen; mit staunender Ueberraschung richtete es seinen Blick auf die alten Dome, die die Krämer äußerlich, und deren Inneres die Geschmacklosigkeit, unfähig die Größe des alten Planes auch nur zu fassen, auf das jämmerlichste verunstaltet hatte. Während so in allen Gebieten ein neues Leben zu erwachen begann und die verarmte Gegenwart in den reichen Schachten der Vergangenheit nach den alten Schätzen suchte, um eine bessere Zukunft sich zu bereiten: da zogen auch jugendlich begeisterte Jäger hinaus in den deutschen Dichterwald, den sie theils künstlich, im Perückenstyl, wie einen steifen Ziergarten zugeschnitten, theils zu einem wilden Gestrüpp voll Dornen und Nesseln verwachsen lassen. Die jungen Jäger aber zogen aus, in seiner tiefen Verborgenheit das alte, wunderreiche Waldschloß zu suchen, wo das Dornröslein deutscher Poesie seit langen Jahrhunderten schlief, seit es die böse Alte mit der Spindel gestochen. Der Tag der Erlösung war für die schlummernde Königstochter gekommen; mit dem Schalle des Wunderhornes erwachte ihr ganzes romantisches Hofgesinde und so kam denn auch jene alte Volkspoesie, welche die Gelehrten als ein schmutziges, ungebildetes Aschenbrödel, das weder Latein noch Französisch verstand, hinaus gestoßen, wieder zu Ehren und in ihrem Geleite schritt auch Siegfried, der Nibelungenheld, in seinem alten Waffenschmuck einher.

Es war damals, es war im Jahr 1807, als die bekannte, dem Herausgeber des Wunderhorns, dem deutschen Dichter Clemens Brentano, gewidmete Schrift erschien: **„Die deutschen Volksbücher.** Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres. Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1807".

Seitdem hat die Theilnahme an unserer alten und neueren Volksdichtung und Volksliteratur in steigendem Maaße sich entwickelt. Während die Wissenschaft die alten Denkmäler unserer Sprache und Dichtung ans Licht gezogen, gesammelt, gesichtet und sprachlich und sachlich durchforscht, erläutert und verglichen hat, und ihrer Entwicklung durch die Jahrhunderte gefolgt ist, haben die Dichter in hellen Haufen sich aufgemacht, das Andenken der alten Helden, durch ihre Dichtungen und Lieder neu verjüngt, ins Gedächtniß der Lebenden zurückzurufen und mit ihnen haben, Hand in Hand, die ersten Meister neuerer deutscher Kunst die hohen Gestalten der alten Recken den Augen der Zeitgenossen wieder sichtbar gemacht.

So finden wir denn gegenwärtig jene Dichtungen in vielfältigen Ausgaben, von den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0110-2

prächtigsten bis zu den geringsten, sowohl in der alten Sprache, wie in neueren Bearbeitungen, allgemein verbreitet; die Bilder aus den Zeiten der Helden, Riesen und Drachen schmücken, wie ehedem die Ritterburgen, so nun wieder die Schlösser unserer Kunst und Dichtung liebenden Fürsten.

Allein der für jene Schätze wiedererwachte Geist begnügte sich nicht damit, sie im Staube der Bibliotheken aufzusuchen; der durstigen Viele gingen zu der im Volke, nach unfürdenklicher Ueberlieferung, noch immer lebendig fließenden Quelle selbst, um an ihr den leeren Krug wieder zu füllen. Das Volkslied, das Mährchen, die Legende, die Sage waren aus dem lauten Kreise der vornehmen, gebildeten Welt in die Abgeschiedenheit und Einsamkeit stiller Hirtenthäler und wilder Waldberge geflohen. Hierhin gingen die, welche der Volksgeschichte, der Volkspoesie und dem Volksleben ihre Liebe zugewendet, sie aufzusuchen. Sie gingen in das kühne, himmelanstrebende Hochgebirg, zu jenen sonnigen, frischgrünen, duftenden Alpen, wo die Gemse springt und die Alprose an steiler Wand blüht, und einsam das Alphorn zum Kühreigen des Sennen weit hinab in die stillen, menschenleeren, waldbewachsenen Thäler schallt; hier ließen sie sich den Riesenstein zeigen, der dem Riesenfräulein im Sprunge aus der Schürze gefallen; hier besuchten sie das Kampffeld, wo die Helden mit den Ungefügen gestritten und wo noch die Felsenkeule weit hin zerstreut liegen; bei Fackelschein steigen sie dann in die unermeßlichen Felshallen, dort war das Drachenloch, dort hatte der Alte gewohnt, der dem Töchterlein geboten, den Bauer mit seinem Pfluge und seinem Gespann wieder hinabtragen, weil es kein Riesenspielzeug seyn; weiter wandernd gelangten sie zu jenen spiegelhellen, unergründlichen Seeen; in mitternächtlicher Stunde fuhren sie auf schwankendem Kahn mit den Fischern hinaus; da kamen die Wassermänner mit ihren grünen Haaren daher geschwommen und aus den Kristallpalästen der Tiefe tauchten die Nixen und die Wasserfräulein auf, und sangen zur Harfe und zur Laute geheimnißvolle, seltsame Lieder, voll herzergreifender, wehmuthvoller Sehnsucht; dann ward es wieder still und sie hörten tief, tief unten im Grunde den hellen Weihnachtsglockenklang eines uralten Domes oder sie sahen vom bleichen Mondschein beleuchtet die Thurmspitzen einer versunkenen Stadt aus den zitternden Wogen emporragen; sie fuhren aber weiter, zum jenseitigen Ufer, dort kamen sie an einem Kohlenfeuer vorüber, und die Köhler und Hirten zeigten ihnen im Thau die Spuren, wo die luftigen Elfen ihre nächtlichen Reigentänze aufgeführt; nicht weit davon fanden sie die epheuumrankten Trümmer einer alten Ritterburg, die Wolfdietrich erbaut, Karl der Große zerstört und der alte Barbarossa wieder hergestellt; hier erzählten ihnen arme Kinder, wie beym Erdbeerenpflücken ihnen in schneeweißem, glänzenden Gewande die Burgfrau erschienen sey, wie sie mit einem goldenen Schlüssel eine eiserne Thüre geöffnet und sie durch viele, viele Irrgänge in einen Saal geführt, wo Siegfried mit den Helden und Kaisern deutscher Sage schlafend an der eisernen Tafelrunde gesessen, harrend der Stunde, wo der rothe Hahn kräht, und der dürre Birnbaum

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0111-7

auf dem großen Schlachtfelde der Zukunft neu zu grünen beginnt; dann stiegen sie wieder mit den Bergleuten, das trüb brennende Grubenlicht in der Hand, hinab in die dunkelen Schachte, zu der Stelle, wo einst die drey Knappen mit der Springwurzel die Wand geöffnet und die Herrlichkeit der Zwergenwelt, mit ihren unermeßlichen verborgenen Schätzen geschaut; aus der Nacht und dem Bann der Berggeister folgten sie den Jägern in das Walddunkel; da rauschte über ihnen die wilde Jagd daher, sie hörten den Hörnerschall, das Klaffen der Hunde, den Knall der Peitschen, in der Ferne, aber, auf der grünen Anhöhe, bey dem alten Kirchlein, sahen sie den weißen Hirsch mit dem Kreuze zwischen dem Geweih friedlich grasen, und scheu wich schon in der Ferne, seltsam heulend, der schwarze, feuerschnaubende Stier der heiligen Stätte aus; waren sie aber am Abend von der langen Wanderung müde, dann kehrten sie in der Spinnstube des Dorfes ein, dort setzten sie sich mit den Kindern spielend zum Feuer und nun begannen die alten Mütterlein der Reihe nach zu erzählen, und endlos, wie der Faden ihrer Spindel, floß die Rede, wenn sie anfiengen von den Tagen, da sie jung gewesen und den Liedern, welche damal noch die jungen Bursche und Mädchen an den Sommerabenden durch das Dorf gesungen, von den tausend Geschichten und Sagen und Mährchen, die der blinde Alte, der schon lange gestorben, so oft unter der großen uralten Linde des Dorfes, die im vorigen Jahr der Blitz niedergeschmettert, erzählt, von dem mannigfaltigen Wechsel der Trachten, von den fröhlichen Festen und milden Stiftungen jener Zeit, von den seltsamen Gebräuchen bey Hochzeiten und Kindtaufen, von den Feuerrädern und Feuertänzen um Johanni, den Kinderliedern zu Weihnacht und Dreykönig, dem Winteraustreiben und den Fastnachtspielen, den Maibäumen und Maikönigginnen und Born- und Blumenfesten im Frühling, den Ostermährlein zum Feste der Auferstehung und den Waldgängen und Tänzen zu Pfingsten und welche besondere Festspeisen man ehemals an allen diesen Tagen auf den Tisch gesetzt und woher und seitwann jener Berg oder jene Mühle ihren seltsamen Namen überkommen, und wo ein Gränzstein einmal sey verrückt worden, oder wo ein alter Heidenschatz, von einem schwarzen Hund bewacht, begraben liege und warum die Mütter den und den Vers zu den Kindern sprächen, wenn sie nicht brav seyn wollten, und wer vor Zeiten auf den alten Burgen rings im Lande gehaust, und wie die mächtigen Geschlechter zu Grunde gegangen und was ein Zauberer, der einmal aus weiter Ferne gekommen, ehe er verschwunden, von dem künftigen Schicksal des Landes vorhergesagt: dieß und viel Anderes ließen sie sich aus den Tagen der Vergangenheit von dem zitternden Munde der Alten erzählen, und so bemächtigten sie sich allgemach dieser ganzen Gedankenwelt, die in Gestalt der Sage so manche werthvolle, wenn auch gar oft miß- oder unverstandene historische Erinnerung bewahrt, die der Poesie so reichen Stoff darbietet, und in der sich die Denk- und Fühlweise unseres Volkes so lebendig ausspricht. Auf diese Weise sind die so zahlreichen Sammlungen der Sagen, Mährchen der Volkslieder, der Sprüche, Sitten, Herkommen und Trachten unserer deutschen Länder entstanden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0112-3

Durch diese innigere Verbindung mit dem Volke wurde die Aufmerksamkeit auch auf unsere verschiedenen Volksdialekte gelenkt; denn so viele jener Lieder und Sagen waren mit ihnen aufs innigste verbunden. Auch sie wurden mit Liebe durchforscht, auch ihre Vorzüge geltend gemacht, auch in ihnen begannen die Dichter im Volkstone zu singen.

Alle diese Bemühungen jedoch, im Vereine mit unendlich wichtigeren in anderen Gebieten, wie sie aus dem wiedererwachten Nationalgefühl hervorgegangen, so führten sie auch wieder zn ihm zurück. Mit unserer Sprache, der wir durch alle Jahrhunderte und alle Stämme unseres Volkes gefolgt sind, haben wir uns selber besser verstehen lernen; alter, vergessener Reichthum aus der Vergangenheit, neue frische Quellen aus dem gesammten Volksleben sind der Rede der Gebildeten und Gelehrten dadurch reichlich wieder zugeflossen; unsere Sprache ist deutscher geworden; neben der vergleichenden Sprachkunde auch dem Schicksal der Sagen und Sagenkreise folgend und ihre Umwandlungen vergleichend, haben wir die Stimme unseres frühesten Alterthums besser verstehen und den Geist unserer Geschichte tiefer erfassen lernen; unser eigenes Bild ist uns im Wiederscheine klarer geworden und wird es noch mehr werden; das Bewußtseyn so mancher unserer schlummernden Kräfte ist uns wieder erwacht; und ermuthigt durch die Kenntniß einer großen Vergangenheit und mit freudiger Hingebung sie nach allen Richtungen hin tiefer und tiefer erforschend, haben wir wieder Liebe zur Gegenwart gewonnen und blicken mit hoffnungsvollem Vertrauen der Zukunft entgegen, mehr und mehr bemüht, den Anforderungen, die wir an uns selbst machen müssen, zu entsprechen, um so die Stellung, die uns die göttliche Vorsehung im großen Verbande der Menschheit unter den Völkern anweisen wollte, wieder einzunehmen.

Diesem wiedererwachten Sinne für unsere alte, schmählich vernachläßigte Nationalität, ist auch die gegenwärtige Bearbeitung des hürnen Siegfrieds entsprungen. Und dieser vaterländische Geist war es auch, der einen Freund des Verfassers, den Maler Wilhelm Kaulbach bestimmte, als ein freies, eigennutzloses Geschenk seiner Liebe zu unserem Volke, sie mit den Bilderen der wieder erwachten deutschen Kunst zu schmücken. Wofür ihm hier öffentlich gedankt sey.

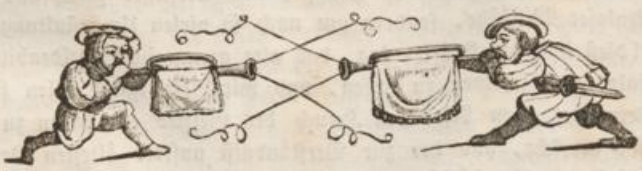
Jener Freiheit in der Behandlung der Sage, von der, wie wir gesehen, alle Jahrhunderte Gebrauch gemacht haben, hat sich der Verfasser gleichfalls bedient; allein nicht nach gedankenloser Willkühr, sondern um nach so vielen Umgestaltungen und Verunstaltungen, so viel dieß in seinen Kräften lag, das alte germanische Heldenbild, in seiner ursprünglichen Gestalt, durchscheinen zu lassen, und mit Beseitigung allen fremdklingenden, mythologischen Beiwerkes, den Leser den Hauch des Geistes empfinden zu lassen, der in unserem alten Epos herrscht, und der zur Verständniß unserer ältesten Vorzeit und ihrer Geschichte, die in diesem Geiste gleichsam gedichtet erscheint, ohne Zweifel von keiner geringen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0113-9

Bedeutung ist. Es war dabey seine Absicht, daß jener Heldengeist des germanischen Heldenthums, mit allem, was ihn von Tugenden zierte und was die Germanen in der Geschichte groß machte, daraus hervorleuchten möchte, und obwohl ein dichterisches Bild, sollte es doch in dieser Weise historische Wahrheit ausdrücken. Jene Urzeit, da noch der alte Wald, von keiner Axt berührt, rauschte und in seinem Schatten der kriegerische Germane die Heldenlieder sang, sollte darin, wenn auch in einem bleichen Spiegelbilde, wieder erscheinen; diese Absicht hat ihn in allem, was er von dem neueren Volksbuche ausgeschieden und was er hinzugedichtet, geleitet und dieß ist der Maßstab seiner Beurtheilung, keinen anderen kennt er an. Werden anderweitige Arbeiten es ihm gestatten, so wird die einem ganz andern Kreise angehörende Sage von den Heymonskindern dieser hier folgen, so wie er auch in einer eigenen Schrift das, was er in diesem Nachwort nur flüchtig über das germanische Heidenthum und die Siegfriedssage angedeutet, in ausführlicher mit Belegen begründeter Darstellung, als eine Einleitung in unsere älteste Geschichte behandeln wird; wozu bereits alle Vorarbeiten gemacht sind.

So möge denn der jugendliche Sonnenheld unserer grauen Vorzeit mit neuem Waffenschmucke hinaus in die Welt ziehen; möge der unerschrockene Drachentödter mithelfen, den Drachen des Stolzes, des Neides und der Zwietracht zu tödten, der unser Volk umstrickt hält, und möge es nicht nur zu seiner alten Sprache und Poesie, sondern auch zu seinem alten, einenden Glauben und zur alten Treue und Treuherzigkeit zurückkehren, damit es einer neuen Freiheit und einer ehrenvolleren Zukunft werth und gewachsen werde. Möge er, der schnelle Held, in einer Zeit, wo wir gegen Ost und West stets kampfbereit, zur Wahrung unserer Ehre und unseres Gutes, stehen müssen, seine alte Schnellkraft und seinen Heldenmuth ihm vorhalten und möge es ihm ein günstiges Zeichen seyn, daß er in einem Augenblick ans Licht tritt, wo das Vaterland Hand anlegt, nach langer, schmachvoller Unterbrechung, sein größtes Kunstwerk katholischer Begeisterung, den Dom der heiligen drei Könige zu Köln am Rhein, seiner Vollendung zuzuführen, und wo ein deutscher König, dessen Schloß die Bilder, der Nibelungen, Siegfried und Karl der Große und Barbarossa schmücken, die Walhalla deutscher Ehre, die er in den Zeiten unserer tiefsten Erniedrigung begonnen, als eine unvergängliche Mahnung für die aufwachsenden Geschlechter eingeweiht.

München im Oktober 1842.



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0114-4

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0116-6
DFG

261A885

5886

45.–
BX.–

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0120-7

DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-34250-p0121-3
DFG